P.b.b. GZ 08Z037766 M
Verlagspostamt 1090 Wien

Recherche

ZEITUNG FÜR WISSENSCHAFT

SONDERAUSGABE

Elfie Semotan, Bild aus der Serie „Science Fiction" (Aus: Sahara. Text- und Bildessays, 2004)

Der Reder

Ein Essay. VON FERDINAND SCHMATZ

Kann jemand ein Essay sein?

Nein!?

Der Essay ist eine Form des persönlichen Ausdrucks, er wird geschrieben. Er ist Bestandteil einer objekthaften Publikation, eines Buches, einer Zeitschrift, einer Zeitung.

Ja?!

Jemand, das ist eine oder einer, ein Mensch demnach, der das lebt, was sein Essay aufwirft, vorzeigt, zeichnet – durch das hindurch, was ihn zeichnet.

Eine, die für mich einen Essay abgab und gibt, war Virginia Woolf.

Ihr Text, ihr Essay, *Ein eigenes Zimmer* (*A Room of One's Own*, 1929), stellt für mich so etwas wie sie selber und die äußeren Bedingungen dieses Selbst dar.

Also: Kann eine oder einer ein Essay sein?

Ja, behaupte ich mal, und zwar so:

Virginia Woolf ist für mich dieser, ihr Essay als Person, die denkt, zweifelt, kritisiert, Fragen stellt, ohne auf eine Antwort mit absolutem Wahrheitswert zu pochen.

Sie pocht ganz anders, nämlich mit dem Herzschlag ihres Körpers, der im Rhythmus des Denkens und seiner Gedanken vibriert und, eingezwängt in die gesellschaftlichen Regeln und Rituale seines Zeitalters, diese Vibrationen nicht nur zum Ausdruck bringen möchte, sondern in sich selbst zunächst erlebbar, wirklich werden lassen will.

In einer Form, durch eine Form, hier als Essay, die nicht aus objektiv-wissenschaftlicher Distanz geschrieben wurde, sondern aus der eigenen Erfahrung heraus experimentiert. Mit, und das ist das Paradox, mit einer konventionellen Form: dem Bericht, dem Aufsatz, der Legende etc.

Dahinter steckt ein Wollen, das aus einer Einsicht herrührt, die ihrerseits wieder als Erfahrung gemacht wurde, dass, ja dass, irgendetwas nicht stimmt, und dieses Irgendetwas aber, sich dann und denn doch, herauskristallisiert als spezifisches Ereignis, als spezifische Situation allgemeiner wie persönlicher Art.

Virginia Woolf oder Michel Montaigne oder Émil Zola wollten was, und ich will hier auch was:

Ich will, ja, ich will, zum Beispiel etwas sagen, das eine Frage ist:

Ich sage nicht: Ich klage an!

Sondern frage: Kann jemand ein Essay sein?

Das Eingebundensein in einen Kontext ist ein wesentliches Merkmal des Essays. Virginia Woolf erobert nicht nur im Bewusstsein das Herrenzimmer, das tatsächlich vom Zigarrendunst der darin rauchenden Herren des britisch-kolonialen Zeitalters besetzt ist. Es bildet die Grundlage der Überlegung für die Erzeugung des eigenen Zimmers als Ich, als Privatbesitz, als persönliche Sphäre und als eigener diskursiver Raum als Frau und als Autorin. Die dann, um „große Literatur" hervorzubringen, nicht mehr als 500 Pfund und ein eigenes Zimmer benötigt, um zu leben, zu schreiben.

Und, so gesehen, ist auch der oder die Einzelne etwas Eingebundenes, eher weniger als mehr frei im fremdbestimmten Denken und Handeln, aber auf der Suche nach dem Weg ins Freie des selbstbestimmten Sprechens und Zeigens.

Es ist der Bezug, der Kontext, der bestimmt, um eine eigene Stimme zu finden, auf den es ankommt, um von ihm wegzukommen. Also muss er erst einmal klar gemacht werden, erkämpft wenn möglich. Der Essay ist Bezug, der sich frei schaufelt. Aber zunächst muss er vor allem gesehen, erspürt, erkannt in sich werden, dann angefragt – kann er für mehrere, andere, eine Art Gültigkeit erlangen. Und, wenn ja – wie stelle ich ihn aus und dar: diesen Einblick, dass er zum Ausblick wird ohne ideologischer Einbringungswut oder utopischer Endlösung.

> „Man weiß oft gerade dann am meisten, wenn man nicht recht sagen kann, warum."

Und deshalb erweitere ich meine Frage:

Kann jemand ein Essay sein, weil er sich mit seiner kontextuell vorgegebenen Form sein Leben lang auseinandergesetzt hat und sie als Gegenform, vielleicht, gelebt hat?

Und:

Kann jemand ein Essay in anderen Essays sein?

Es könnte dann einer ein „Ein Essay über Projekte" sein, die da nicht nur sein könnten, sondern es waren und sind: Daniel Defoe war der Autor dieser Essay-Projekte; und Christian Reder hat in einem Subessay darauf hingewiesen, welche zentrale Stellung diesem Text in der Entwicklung des modernen Denkens, das zwischen den Künsten und Wissenschaften transferiert, zukommen müsste.

Defoe, so Reder, spekuliert, interveniert, oft unseriös.

Dennoch oder vor allem auf das möchte ich hinaus:

Dieses Unseriöse ist das Schielen, das Erkenntnis schafft. Nicht der Blick ist es, sondern das verdoppelte Schauen der Verschiebung, die im Brennpunkt zur Deckung kommt, aber niemals andere in Deckung zwingt.

Möglicherweise, es darf nur nicht zum Programm werden.

Matthias Claudius schrieb: „Man weiß oft gerade dann am meisten, wenn man nicht recht sagen kann, warum."

Der Essay ist eine Form wider das starre Schema des wissenschaftlichen Dokuments – abgestempelt mit den Etiketten des Selbstzwecks und der Wertfreiheit als Triumph der Objektivität.

Ja, auch die Kunst ist frei, das ist ihr erstes Prinzip: auch der künstlerische Mensch muss frei sein, und das ist sein erster Wert, auf den und den er setzt. Er setzt diesen und andere Werte, aber in Bezug auf nicht gegebene und nicht unterdrückte. Einerseits. Andererseits schafft er auch welche durch die Form, um die ihn beherrschende der Vorschriften in nach Erkenntnis dürstendem Sinn zu verlassen, zu überwinden.

Als Form, die Inhalt ist, als essayistische, durch deren Grunddisposition des Dialogs:

Ein Dichter, Mallarmé, hat diesen Dialog ganz anders gesucht und ermöglicht, als es in der Dichtung und Kunst bis dahin, Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts, üblich war.

Er ist den Weg des Unüblichen gegangen.

Den geht der Essay formal nicht (ganz), aber er weiß von diesen Pfaden und er bringt sie uns näher, ohne sie in das Kartenverzeichnis der geordneten und grenzfesten Landstriche einzubrennen.

Mallarmé sprach vom „totalen Buch", das er nie geschrieben hat, also von einem der ersten großen Projekte der (Konzept-)Kunst, der Abwesenheit des Gegenstandes, und damit verbunden von der Grenzerfahrung des Leeren, des Reinen und des Totalen: Ein gewagtes Unterfangen, allein schon in seiner Begrifflichkeit. Diese aber zu relativieren, zu unterlaufen oder eben als das Andere zur Geltung zu bringen, das war es, was ihn mit dem Essay als Experiment verbinden könnte, und:

„Ein Buch beginnt nicht und endet nicht; es tut höchstens so".

Ich sage:

Ein Essay beginnt nicht und endet nicht und er beginnt und endet doch: er tut jedenfalls höchsten so.

Er beginnt und endet in einem Gedankengang, den er vorlegt, sich und anderen nahe legt, ihn verstehen zu wollen, so den Anderen zum anderen Mit-Denken einladen möchte.

Nicht aber endet und beginnt er von Null des Denkens aus und bringt dieses an sein Ende. Das wäre der Triumph des Wissens, der wissenschaftlichen Wahrheit, die das Faktum nie als Hypothese erkennt und so sich selbst verkennt und verrennt.

Wissen ist Macht, das bleibt natürlich auch für den Essay eine zu vertretende Einsicht. Je mehr wir wissen, desto mehr sehen wir, erkennen wir. Aber der essayistisch Wissende, der weiß, dass er das, was er weiß, mit tiefer Skepsis zu überprüfen hat. Der Zweifel am Bestehenden dringt bis in die eigenen Wurzeln hinein, vor allem um den Wissenskomplex nicht zu instrumentalisieren, nämlich auf Kosten anderer

– also ist er ein Machtuntauglicher. Er, der Wissende des Projekts, der Wissende zwischen den Wissenschaften ist machtuntauglich.

Seine Disziplin ist keine, sie ist auf dem Weg, bestenfalls weiß er von einem sich ständig wandelnden impliziten und nicht regierenden expliziten Wissen.

Auf das er nicht verzichten kann, das weiß er, aber die Art und Weise des Aufbaus, die Generierung des Wissens und vor allem dessen Vermittlung spielt mit anderen Formen des Denkens. Sprachlich formal selbst bleibt die intakte Satz- und Grammatikwelt unangetastet.

Der Essay rennt gerne in die falsche geistige Richtung, die eine des Versuchs ist, Fragen zu stellen, wo längst alles beantwortet scheint. Er setzt diese Art von falscher Richtung möglicherweise

Fortsetzung auf Seite 17

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

Anlass dieser von der Universität für angewandte Kunst Wien unterstützten Sondernummer ist die Emeritierung des *Recherche*-Mitherausgebers Christian Reder, der seit 1985 an der Angewandten lehrt und das von ihm geleitete Zentrum für Kunst- und Wissenstransfer aufgebaut hat. Auf Initiative von Boris Manner nehmen Autorinnen und Autoren zu Denkweisen von Reder und seinem engeren Umfeld Stellung, die in seinen bisherigen Publikationen wesentlich vertreten sind. Die Bildbeiträge deuten die enge Beziehung dieses Denkens zu visueller Kunst an. Das Themenspektrum: Essayistisches Forschen, transdisziplinäre Projektarbeit ohne akademische Einengungen, gleichrangiges Bild-Text-Verständnis, eine Kultur der Frage – Intentionen also, die auch für *Recherche* bestimmend sind.

Christian Reder begann nach dem Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien zunächst als Managementberater zu arbeiten, motiviert vom Reformgeist der 1970er-Jahre. Zu prägenden Erfahrungen wurden Projekte im Umfeld Bruno Kreiskys, darunter die – letztlich vergeblichen – Versuche, den Vorwärts-Verlag und die *AZ* neu zu konzipieren oder Banken wie die Creditanstalt und die Zentralsparkasse innovativer auszurichten. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Tätigkeit war das Gesundheitswesen (Krankenhausreform Hamburg, Gerichtsgutachten zur AKH-Korruption in Wien). Wegen der zunehmenden Tendenz zu Rationalisierungsaufträgen wechselte er schließlich zur Entwicklungs- und Flüchtlingshilfe (Nicaragua, Afghanistan/Pakistan) und blieb kontinuierlich in zivilgesellschaftlich relevante Projekte involviert (Falter Verlag, Sozialstaatsvolksbegehren, ZARA, Integrationshaus, Amnesty International …). Wegen seines Konzeptes einer „projektorientierten Organisation" zur „Neuorientierung von Kunsthochschulen" an die Angewandte berufen, wirkte er eine Zeitlang maßgeblich an der Reform der Bundesmuseen, des MAK und an kulturpolitischen Konzepten mit. Als Berater des Springer Verlages Wien–New York unterstützte er den Ausbau des Kulturprogramms inklusive der Zeitschriften *springer/springerin* und *Architektur aktuell*. In den 20 Bänden der von ihm bei Springer herausgegebenen Edition Transfer thematisierte er unterschiedlichste analytische, wissenschaftliche und künstlerische Positionen – eine verlegerische Praxis, die er selbst vielfach als „Raumforschung mit unvorhersehbaren Ergebnissen" verstand.

„Überhaupt etwas zu tun zu haben", schreibt er in *Afghanistan, fragmentarisch*, „was sich in irgendeiner Weise lohnt, ist – trotz aller, vielfach höchst dramatischer Unterschiede – eine Existenzfrage, die in armen und reichen Gesellschaften und für deren Beziehungen untereinander gleichermaßen Relevanz hat. Alle Perspektiven hängen davon ab." Reder selbst ist auf der ständigen Suche nach sinnvoller Arbeit zum Essayisten und unabhängigen Projektdenker geworden. Die ihm in der vorliegenden Ausgabe gewidmeten Beiträge betreffen generell transdisziplinäre Arbeitsfelder, die an Universitäten strukturell kaum wo ausreichend verankert sind – so notwendig das auch wäre.

Thomas Keul

IMPRESSUM

Herausgeber Thomas Keul, Christian Reder **Medieninhaber, Geschäftsleitung** Thomas Keul **Lektorat** Teresa Profanter **Typografisches Konzept** Rainer Dempf **Produktion** Markus Raffetseder **Anzeigen** Hanne Knickmann **Druck** Styria, Graz **Erscheinungsweise** 4x/Jahr **Erscheinungsort** Wien **Vertrieb** Morawa (A), Saarbach AG (D) **Verlagspostamt** A-1090 Wien **Anschrift** Porzellangasse 11/69, A-1090 Wien **Tel** +43/1/971 94 62–0 **Internet** www.recherche-online.net **Gültige Anzeigenpreisliste** Nr. 1/2012 **Abonnement** 10 Ausgaben, € 25 (Einzelpreis € 2,90) **Abo-Bestellung** Tel: +49/89/878 06 881-3, abo@recherche-online.net

Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz: Medieninhaber Thomas Keul, Porzellangasse 11/69, 1090 Wien **Unternehmensgegenstand** Herstellung, Herausgabe und Vertrieb von Zeitschriften. Betrieb von publizistischen, werblichen und technischen Einrichtungen, welche der Information der Öffentlichkeit dienen können. **Eigentümer** Thomas Keul, 1150 Wien. **UID** ATU64125128 **Ausrichtung** „Recherche – Zeitung für Wissenschaft" ist eine unabhängige und überparteiliche Publikation, die sich mit wissenschaftlichen Themen beschäftigt. Namentlich gekennzeichnete Beiträge spiegeln nicht unbedingt die Meinung des Medieninhabers wider.

Christian Reder und das Herstellen von Zusammenhängen

… in ungewöhnlichen Konstellationen. VON GERALD BAST

Christian Reder ist ein Buchmensch. Er identifiziert sich mit Büchern. Er identifiziert sich über Bücher. Er ist einer jener Menschen, deren – nicht nur berufliches – Leben man in ihren Büchern und Buchbeiträgen nachvollziehen kann. Eine sehr kleine Auswahl:

- *Organisationsentwicklung in der öffentlichen Verwaltung*
- *Ein Management-Taschenbuch*
- *Jahresberichte des „Österreichischen Hilfskomitees für Afghanistan"*
- *Stichwort: Orient. Über Spuren des Arabischen in der Alltagssprache*
- *Kunsthochschulen: Interne Strukturanalyse und Entwurf einer projektorientierten Organisation*
- *Wiener Museumsgespräche. Über den Umgang mit Kunst und Museen*
- *MAK: Neue Sammlungspolitik und neue Arbeitsstruktur*
- *Angewandte Chaosforschung: Kunsthochschulen. Zufälle. Möglichkeiten*
- *Wörter und Zahlen. Das Alphabet als Code*
- *Transferprojekt Damaskus*
- *Sahara. Text- und Bildessays*
- *Lesebuch Projekte. Vorgriffe, Ausbrüche in die Ferne*
- *Licht=Form=Mass=Dasein. Brigitte Kowanz im Gespräch mit Christian Reder*
- *Graue Donau, Schwarzes Meer. Wien | Sulina | Odessa | Jalta | Istanbul*
- *TransAct. Transnational Activities in the Cultural Field. Interventionen zur Lage in Österreich*
- *„In other times and different spaces". Kartographieren und Visualisieren von Fremdem*
- *Projects … Project Worlds … Project Cultures*
- *Kartographisches Denken*

Als ich im Jahr 2000 Rektor der Universität für angewandte Kunst wurde, war Christian Reder zum Schreiben karenziert. Ich kannte ihn von früher, aus seinen Büchern, als Strategiedenker, Berater von Kulturinstitutionen und Kulturpolitikern, Hochschulprofessor für ein an Universitäten ungewöhnliches, ja einzigartiges Fach: Kunst- und Wissenstransfer. Ich habe nicht gefragt, warum er seine Professur an der Angewandten nicht ausübt. Ich habe ihn sehr bald nach Beginn meines Rektorats gefragt, ob er wieder zurückkommen möchte.

FOTO: BEATRIX SUNKOVSKY

Gerald Bast, Peter Sellars, Christian Reder

„Ich will mit dem ganzen akademischen Popanz nichts zu tun haben. Ich will Projekte machen. Unterschiedliche Projekte. Und Bücher darüber. Das habe ich mein Leben lang gemacht. Darin sehe ich einen Sinn.", gab sich Christian Reder bei einem Besuch Ende 2000 in meinem Büro eher zurückhaltend. „Dann mach' doch Projekte an der Angewandten. Mit Studierenden und Lehrenden aus unterschiedlichen Studienrichtungen.", nahm ich den Ball auf. Er grantelte noch ein wenig über „sinnlose und energieraubende Gremienarbeit" dann begannen wir über Projekte an der Uni zu reden. Nach zwei Stunden waren wir bei der Grundidee für das „Damaskus-Projekt" angelangt: Die Grenzen von künstlerischen und wissenschaftlichen Disziplinen ebenso überschreitend – oder besser gesagt: überbrückend – wie die Grenzen von Kulturen sowie ökonomischen und politischen Lebenswirklichkeiten. Dem Aufenthalt der Studierenden und Lehrenden in Damaskus folgte eine Ausstellung der dort entstandenen künstlerischen Arbeiten, ein interdisziplinäres künstlerisch-wissenschaftliches Buch in Deutsch und Arabisch sowie ein ebenfalls deutsch- und arabisch-sprachiges Kalenderbuch, das an SchülerInnen in Damaskus und Wien verteilt wurde. Das Damaskus-Projekt war das erste von vielen großartigen Transfer-Projekten, die von Christian Reder in den letzten Jahren an der Angewandten entwickelt und umgesetzt wurden. Immer waren Bücher zumindest ein wichtiger Teil dieser Projekte.

„Transfer thematisiert Grundlagen eines weit gefassten Analysierens, Konzipierens und Entwerfens: Umgang mit ungewohnten Konstellationen, Problemlösungskompetenz, Reflexionsfähigkeit, Herstellen von Zusammenhängen, transdisziplinären Arbeitsweisen, Zugänge zu Theoriefeldern, Methodik der Projektarbeit, Selbstorganisation, Interventionen, Umgang mit Institutionen, Mediensituation, öffentliche Räume, Urbanität, Veränderung von Berufsbildern, Kunst- und Kulturökonomie", beschreibt Reder sein aktuelles Tätigkeitsfeld als Leiter des Zentrums für Kunst- und Wissenstransfer. Und trotz aller Skepsis involvierte sich Christian Reder auch wieder in die universitäre Gremienarbeit, ist seit Jahren Mitglied des Senats, gehörte zahlreichen Berufungs- und Habilitationskommissionen an und praktizierte auch dort den „Umgang mit ungewohnten Konstellationen, Problemlösungskompetenz, Reflexionsfähigkeit sowie das Herstellen von Zusammenhängen – sehr zum Vorteil der Lösungsfindung und der Universität.

Die Emeritierung von Christian Reder wird an der Angewandten eine Lücke reißen. Ich kann nur hoffen, dass er auch weiterhin der Angewandten verbunden bleibt: als Berater und vielleicht auch für das eine oder andere Projekt in ungewohnter Konstellation – was ihm ja durchaus entgegenkommt. Bücher eingeschlossen. ◀

Gerald Bast ist Rektor der Universität für angewandte Kunst Wien.

SpringerKultur SpringerWienNewYork

Christian Reder (Hg.)
Kartographisches Denken
Grafische Konzeption: Werner Korn / Lena Appl, 2012, ISBN 978-3-7091-0994-6, Edition Transfer, **€ 48,59**

Positionen zu „kritischer Kartographie", zu Weltbildern und subjektivem Mapping. Mit Text- und Bildbeiträgen von Christian Reder, Philippe Rekacewicz, Irit Rogoff, Trevor Paglen, Franz Kerschbaum, Peter Weibel, Joachim Krausse, Roland Schöny, Ernst Strouhal, Manfred Faßler, Philipp Blom, Franz Reitinger …

Peter Sellars, Gerald Bast, Christian Reder, Willi Resetarits (Hg.)
Kosmopolitische Impulse
Das Integrationshaus in Wien
Grafische Konzeption Werner Korn, 2010, ISBN 978-3-211-99151-0, Edition Angewandte. Buchreihe der Universität für angewandte Kunst Wien, **€ 24,95**

„Die Hoffnung liegt jetzt aber in Europa, weil hier das Asylthema gemeinsam zu lösen ist. Denn nationalstaatlich ist diese Frage nicht zu beantworten. Wir müssen die innereuropäischen Grenzen überwinden, so wie es das Integrationshaus vorlebt."

Willi Resetarits

Christian Reder
Wörter und Zahlen
Das Alphabet als Code
Grafische Konzeption Ecke Bonk, 2000, ISBN 978-3-211-83406-0, **€ 46,21**

„Entspannendes Weiterdenken: Das wäre vielleicht ein Schlüsselbegriff für die Denk-Initiative von Christian Reder. Auf die Fakten und Fiktionen, die dieser als Systematiker getarnte Literat im Gefolge der Wörter und Zahlen weiterspinnen wird, darf man gespannt sein … ein ‚Independent Hit' …"

Claus Philipp, Der Standard, Wien

Transfer-Denken

VON BORIS MANNER

FOTO: INGRID REDER

Transdisziplinäres Forschen ohne akademische Einengung: Christian Reder vor einer Jurte in der Mongolei, 1998.

„Wer auf Gelehrsamkeit jagen will, muß sie suchen, wo sie ihr Lager hat. Ich wüßte nichts, womit ich mich weniger abgäbe."
Michel de Montaigne

Der Begriff Transfer wird für mich immer unauflösbar mit der Person Christian Reder verbunden bleiben. War ich doch elf Jahre lang Begleiter, Teilnehmer und Teil von vielen der Aktivitäten, die das von Christian Reder initiierte und in der Folge von ihm geleitete Zentrum für Kunst- und Wissenstransfer entwickelt und durchgeführt hat. Diese Zeit hat mich und mein Denken geprägt, und es ist mir daher nicht möglich aus dem Blickwinkel eines nicht beteiligten Beobachters darüber zu sprechen oder zu schreiben. Ich möchte hier einige Erinnerungen und Eindrücke aus der Zeit die ich an diesem Ort verbracht habe folgen lassen. Hineingeworfen in diese Matrix mit dem Namen *Zentrum – Transfer* begriff ich wohl recht bald, dass einer der entscheidenden Punkte der Aktivitäten des Zentrums das – wie ich es nennen möchte – *Problem der Schwelle* ist. Gegründet als ein Ort, der in der Universität für angewandte Kunst Beratung und Begleitung bei geplanten Projekten garantierte, war es wohl unausweichlich, dass dieses Arbeitsfeld in dem es immer um die Differenz zwischen „immaterieller" Planung und „realer" Verwirklichung auch selbst zum Gegenstand der Reflexion werden musste. Klingt hier doch sofort die alte Theorie- / Praxis-Debatte wieder an. Professoren, Studenten und Gäste frequentierten das Zentrum, um für die Konkretisierung erträumter, erdachter und geplanter Projekte Reflexionsraum und Rat für die Umsetzung zu bekommen. Sie formulierten ihre Vorhaben und Fragen in den meisten Fällen weitgehend kontextunabhängig. Diese ungefragte „Freiheit" des Imaginierens und Entwerfens des Schaffenden scheint ein Reflex eines Denkens in der Nachfolge von Descartes zu sein, in der das einem Kontext verpflichtete Reflektieren im Stile von Montaigne aufgegeben worden war. Die Künstler und Designer schienen mit Sicherheit im Besitz einer Gewissheit um die Allgemeinheit ihrer Anliegen zu sein. Dies diente als Garantie einer Autonomie aus der hinaus ihre Projekte entworfen wurden. Ihnen gegenüber saßen die Berater als Repräsentanten des „Konkreten", das meist als Widerstand fungierte. War es doch der Part der Beratungen und der Berater auf die Grenzen der Realisierbarkeit zu verweisen und dadurch die Form der geplanten Aktivitäten zu beschneiden und zu verändern. Es war eine merkwürdige Situation, in der mir klar wurde, dass der Charakter des künstlerischen Entwerfens in hohem Maß kontextunabhängig, d.h. theoretisch ist.

Unsere Rolle war es also eine Rekontextualisierung der geplanten Vorhaben zu initiieren und einzuleiten. Naiv gedacht war die Situation ja einfach. Unsere Rolle war die des pragmatischen Blickes, gepaart mit einer Dosis ökonomischer Kenntnis. Nach einigen Beratungen war es dann ja klar, ob das Projekt realisiert werden konnte und in welcher konkreten Form.

Ich erinnere mich an lange Nachmittage im Büro von Christian Reder, das uns auch als Besprechungszimmer diente. Zentral steht dort der große, von Eichinger / Knechtl entworfene Tisch, um den wir immer saßen. Mein Blick fiel oft, wenn die Diskussion recht weit gediehen war und ich den Faden zu verlieren drohte, auf den Kompass, der in die Oberfläche dieses Tisches eingelassen war. Dieser gab mir, auf seltsame Weise, in der konkreten Situation wieder Orientierung. Ich wusste dann, wo von diesem Ort aus Norden zu suchen war.

Der sprichwörtliche garstige Graben zwischen Theorie und Praxis konnte von einem unternehmerischen und forschenden Geist wie Christian Reder nicht ungefragt hingenommen werden. Nach einer Auszeit, in der er eines der schönsten mir bekannten Bücher schrieb – *Wörter und Zahlen. Das Alphabet als Code* –, begann er *Projekte* zu entwerfen und zu realisieren. Wobei der vage Begriff *Projekt* bei ihm als Hinweis auf die *forschende Denkweise*, die diese Vorhaben auszeichnete und auszeichnet zu verstehen ist. Diese Projekte unterliefen und unterlaufen die Einbahnsituationen die Verhältnisse wie kontextfreies Planen versus kontextuelles Realisieren, Text versus Bild oder Denken versus Handeln etablieren. An dieser Stelle zeigt sich der Begriff Transfer, wie ihn Reder vielleicht meint: Transfer ist nicht der Verschub einer Idee in die Realität und vice versa. Transfer ist vielmehr eine Verlagerung der Aufmerksamkeit auf die Bewegung zwischen diesen Feldern. Der Ort, an dem die *Form des Imaginierten* Gestalt finden soll, kann nicht entschieden werden. Dieses nomadische Moment schlug sich auch in den realisierten *Projekten* nieder. Studierende lebten 2002/2003 mehrere Wochen in einem gemieteten Haus in Damaskus und explorierten in engem Kontakt mit dortigen Partnern den gesellschaftlichen und urbanen Raum. Ähnliche Programme führten Studierende, Lehrende und eingeladene Gäste nach Libyen, die Ukraine und die Donau hinab bis an das Schwarze Meer. Ziel war es jedoch nicht einem naiven Konzept von Erfahrung zu folgen. Es mag wohl sein, dass manche der Teilnehmer mit der Vorstellung an einem außergewöhnlichen Ort so etwas wie Authentizität erleben zu können in die Vorhaben einstiegen. Mit dem Wunsch Erfahrungen zu machen, die in der Folge dann in die Sicherheit eines Diskurses im heimischen Wien eingebracht werden konnten. Die Entwicklung der einzelnen künstlerischen Projekte exemplifizierte in den allermeisten Fällen jedoch eine Abkehr von dieser Position.

> Das unabschließbare Buch, an dem Christian Reder permanent arbeitet, ist kein Text, der zwischen zwei Deckel gepresst wird.

Je länger die Unternehmen dauerten – und die Zeitdauer war ein wesentlicher Parameter –, desto unklarer wurde bei den Teilnehmern die Vorstellung, was und wo denn nun eigentlich der Ausgangspunkt des Projektes und der Fragestellung war. Der Standpunkt des künstlerischen Subjektes wurde teils relativiert und manche oder mancher begann mit den Augen eines *Anderen* auf sich und die *Wiener Verhältnisse* zu blicken. Die einzelnen Projekte fanden eine Art von Abschluss in aufwändigen Publikationen, die allesamt in der Edition Transfer, einer von Christian Reder gestalteten Reihe, erschienen sind. Diese Bücher markieren aber nicht den Abschluss eines Denk- und Arbeitsprozesses, sie fungieren nicht als Schlusspunkt. Vielmehr repräsentieren sie einen Knoten, ja eine Verdichtung, in die alle Erfahrungen, Bilder, Gespräche und Gedanken einfließen sollen. Dies nicht nur um eine Dokumentation, die ja immer eine Historisierung ist, zu erstellen. Diese Bücher in ihrem oft ausufernden Umfang, in denen Bild und Text immer wieder um ihre Vorherrschaft streiten, können durchaus auch Impulse für etwas Zukünftiges sein. Ich meine, dass es durchaus im Sinne Reders wäre, wenn ein Leser des von uns so genannten *Sahara-Buches*, nachdem er einige Fotos der Wüste betrachtet hat, das Buch beiseite legt und eine Reise nach Nordafrika bucht. Diese Geste, dem anderen etwas als Entwurf mitzugeben, hat sich bei Christian Reder auch im alltäglichen Umgang etabliert. Wie oft hat er kurz bevor wir auseinander gingen noch einen letzten Satz an mich mit den Worten „ noch etwas zum Mitdenken ..." eingeleitet.

Das unabschließbare Buch, an dem Christian Reder permanent arbeitet, ist kein Text, der zwischen zwei Deckel gepresst wird. Es ist ein Schnittpunkt von Reflexion und Erfahrung, ein Diagramm, das die Berührungspunkte der unterschiedlichsten Sinn-Dimensionen verzeichnet. Diese Qualität stellt das Denken von Christian Reder in eine unmittelbare Verwandtschaft zu dem von Montaigne. Das Kapitel der Essays von Montaigne, in dem dieser „Über Bücher" reflektiert, steht zwischen dem Kapitel „Über die Waffen der Parther" und dem „Über Grausamkeit". Die Verbindung von scheinbar nicht Verwandtem, diese antischolastische Geste teilt Reder mit Montaigne, Benjamin und auch einem Ahnherren dieser Gattung: Plutarch. „Mein Wille ist, dass man meinen natürlichen und gewöhnlichen Schritt sehen soll, so wenig geschlossen er auch sein mag." So beschreibt Montaigne im 10. Kapitel des 2. Bandes seiner Essays seine Methode des Schreibens. Daraus kann man folgern, dass der Essayist sich in seinem Schreiben abbildet. Auch Christian Reder bildet sich in seinen *Büchern* ab. Dies jedoch nicht zuletzt als Garantie oder Anstrengung das Subjekt qua Autor in den unabschließbaren Bewegungen seines *Transfer-Denkens* und seiner *Transfer-Aktivitäten* nicht zu verlieren. Diesen Kampf um das Subjekt verlangt er auch von denen die mit ihm umgehen. Jede Doktorandin und jeder Doktorand, die von Reder betreut wurden, bekam als Ziel der Arbeit den Auftrag in ihr die Qualität eines Buches zu erreichen.

Meist war den Adressaten der Inhalt dieses Satzes nicht klar. Was er damit meinte und meint ist: „Werden Sie ein Subjekt." Denn ihm ist ja Buch ein Synonym für die menschliche Subjektivität. In diesem Sinn kann man Christian Reder als Essayisten bezeichnen. Ferdinand Schmatz geht in seinem Beitrag einen Schritt weiter. Er behauptet, Christian Reder wäre selbst ein Essay. Und dies trifft zu. Seine Bücher, seine Texte sind Knoten- aber auch Umschlagpunkte dieses *Transfer-Denkens*, das seinen Niederschlag auch in Handlungen, Gegenständen und bei Anderen findet. Und es bleibt immer unentscheidbar wo der Ort ist an dem dieses Denken stattfindet. ◀

Boris Manner, geboren 1961, ist Schriftsteller, Kurator und Kulturmanager in Wien und unterrichtet seit 2001 an der Universität für angewandte Kunst in Wien.

Die Tugenden des Durchlauferhitzers

Ein Gespräch zwischen Claus Philipp und Ernst Strouhal über Großzügigkeit, Nervosität und die Unstetigkeit des Projekte-Machens.

CLAUS PHILIPP Wenn man heute vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Kulturpraxis oder des Kulturförderungsprinzips den Begriff des Projekte-Machers definieren müsste – in welche Stoßrichtungen könnte das deiner Meinung nach gehen?

ERNST STROUHAL Na ja, Projekte, eigentlich sollte man ein Moratorium durchsetzen, diesen Begriff ein paar Jahre lang nicht zu verwenden, weil sich das Wort abgenützt hat. Im Moment ist ja alles ein Projekt: Kochprojekte, Malprojekte, Kinderprojekte, alles quasi gleichwertig zum Projekt der Aufklärung. Projekte sind Vorhaben, die sich institutionell nicht so ohne weiteres binden lassen oder die genau in dem Moment absterben, wenn sie institutionell gebunden werden, also gewissermaßen programmatisch nur Programme sein wollen. Ich glaube, ein Projekt zeichnet sich dadurch aus, dass es einen Anfang hat – aber auch ein Ende. Für Wien wäre das gar keine schlechte Anregung. Hier wird ja oft etwas mit kaum lebensfähigen Mitteln begonnen. Es darf dann aber auch nie sterben.

PHILIPP Das heißt, das, was in Wien lange währt, ist schon zum Tode verurteilt bzw. untot, per se?

STROUHAL Ja, weil mitunter mit sehr unzureichenden Mitteln begonnen wird, in vielerlei Hinsicht: Geistigen Mitteln, ökonomischen Mitteln, aber es hört dann auch nie mehr auf, weil man sich an Dinge gerne und ein bisschen bequem gewöhnt, und weil die Mobilität geringer als in anderen europäischen Metropolen ist.

PHILIPP Warum?

STROUHAL Ich denke, das hängt mit der historischen Erfahrung einer fatalen Stabilität im Ständestaat zusammen. Damit, dass wir gewöhnt sind, dass es neben dem parlamentarischen Gehäuse dieser Gesellschaft ein anderes, eisernes Gehäuse gibt, Blöcke mit unterschiedlichen Machtzentren, die jenseits der Demokratie für Stabilität sorgen. Also es gibt rote Autofahrervereine, schwarze Autofahrervereine, rote Bibliotheken, schwarze Bibliotheken, wem will man das erklären? Die ständestaatliche Kultur sorgt für Stabilität. Insofern braucht man Projekte-Macher, die diese Ordnung dynamisieren.

PHILIPP Na, ich bin ja wohl ein viel institutionalisierterer „Intellektueller" als du, in dem Sinne, dass ich lange Zeit als Kulturressortleiter einer Zeitung gearbeitet habe und gewissermaßen abgesichertes Terrain hatte für mich und meine Ansätze für Kritik.

STROUHAL Aber gerade als Kulturresortleiter warst du ja sozusagen ein Projektprofi, könnte man sagen, weil jeder Artikel ist ja sozusagen ein neues Projekt.

PHILIPP Auf der anderen Seite ist alles, was man dann quasi an Artikeln und Textbausteinen von sich gegeben hat, nur Zement und Ziegelwerk im Rahmen dessen, was eh bereits an sicherem Mauerwerk vorhanden ist.

STROUHAL Dem könnte man entgegenhalten, dass diese einzelnen Projektbestandteile heute ohnehin nicht mehr flüchtig sind. In Zeiten des elektronischen Gedächtnisses wird ja jede kleine Anstrengung, jedes Projekterl irgendwo vermerkt, wird archiviert und ist abrufbar. Lange Zeit haben Projekte das Recht auf Vergessen gehabt. Dieses Projektrecht, glaube ich, existiert heute nicht mehr.

PHILIPP Wo hattest zum Beispiel du die erste Möglichkeit dich intellektuell zu äußern und gewissermaßen kommentierend einzuwirken auf eine Form von österreichischer, deutschsprachiger Realität?

> Im Moment ist ja alles ein Projekt: Kochprojekte, Malprojekte, Kinderprojekte, alles quasi gleichwertig zum Projekt der Aufklärung.

STROUHAL Sehr früh. Ich habe mit 18 als Journalist begonnen, bei der *Volksstimme*, habe dann später viel beim *Falter* geschrieben. Rückblickend ist es schon erschreckend, dass es Leuten unserer Alterskohorte, die keineswegs je sprachlos oder ohnmächtig waren, über Jahrzehnte nicht gelungen ist, zum Beispiel ein paar alte, schwer belastete Nazis wie den Psychiater Heinrich Gross aus den Ämtern zu jagen. Das war ein Projekt, im Ergebnis ein Projektversagen.

PHILIPP Man durfte sich äußern, aber es gab keine Möglichkeit, mit Äußerungen nachhaltig Veränderung zu bewirken.

STROUHAL Ja, es gibt in Österreich wie nirgendwo sonst die Tradition einer sehr staatsnahen Aufklärung. Und meinereiner ist damals sehr schnell ins Gravitationsfeld der Institutionen geraten, ironischerweise mit Projekten, die rasch und umstandslos auf Interesse stießen und gefördert wurden. Unter dem heute heiliggesprochenen Bundeskanzler Kreisky ist es passiert, dass man große Gruppen von frei schwebenden, projektorientiert arbeitenden Intellektuellen, die noch die Entscheidung treffen konnten, ob sie in die Institutionen einchecken wollen oder nicht, sehr nahe an Institutionen und ihre Logik herangebracht hat und sich kaum eine unabhängige kritische Öffentlichkeit bilden konnte wie in anderen Ländern.

PHILIPP Du würdest also retrospektiv sagen, es war ein Fehler, kritische Öffentlichkeiten in die Institutionen zu integrieren?

STROUHAL Ja, weil der Gang durch die Institutionen ist mangels konkreter Utopien ein sehr schwerfälliger geworden. Wir waren selber Schuld, vor allem bequem. Mehr denn je fehlen, wie kann man sie nennen, Menschen an den Schnittpunkten von Institutionen und Projekten, und ich befürchte, dass diese Kluft derzeit noch viel tiefer wird, zwischen Leuten, die verurteilt sind, Projekte im Prekariat zu erarbeiten, um irgendwie davon zu leben, und denen, die sich in Institutionen gerettet haben.

PHILIPP Ich sehe das genauso. Die Frage wäre also, ob in Österreich ein Begriff wie der der Zivilgesellschaft zu Gunsten eines Begriffs der Parteipolitikgesellschaft nicht permanent zum Scheitern verurteilt ist.

STROUHAL Ich kann mich aber an sehr interessante Personen an den Schnittflächen erinnern, wie etwa Fritz Hermann, den damaligen Sekretär von Fred Sinowatz. Der hat das Schmählied „Trara Trara, die Hochkultur!" quasi vom Ministeriumsfenster aus geschrieben und im *Forum* veröffentlicht. Der Bundeskanzler musste dann nach Salzburg fahren und sich bei Karajan („... der woscht sein Oarsch in Goidlawur") entschuldigen. Solche Personen sehe ich heute weniger denn je. Aber es gibt sie: Durchlauferhitzer, die die Institutionen aufmischen und in einer gewissen Unruhe halten. Heute verwechseln Kulturpolitiker sehr bequem Toleranz mit Gleichgültigkeit. Das Betonen der Autonomie (der Wissenschaft, der Kunst usw.) ist eine Carte blanche für die absolute Gleichgültigkeit. Welcher Politiker mischt sich heute kritisch in ein Kulturprogramm ein? Dies führt zu einer Situation, die in gewisser Weise kulturell tumultös ist, aber eher einem hochtourig fahrenden Stillstand ähnelt. Ich denke, dafür braucht man Leute, die sich und den Begriff „Projekt" wirklich ernst nehmen als Vorhaben, das sich auch einer politischen Kritik durch die Zivilgesellschaft aussetzt.

PHILIPP Wie erklärst du dir, dass dieser Zustand über die Jahre und die sich abwechselnden Protagonisten hinweg – und wir reden ja doch wohl von einer linken Bewegung, also sagen wir Kreisky, Sinowatz, Vranitzky, Klima, Gusenbauer, Faymann –, dass das immer übler wurde und wird und dass man so eine Abwärtsbewegung eigentlich kaum bremsen oder verändern kann?

STROUHAL In Bereichen wie Bildung und Kultur zeigt sich am ehesten das ideologische Vakuum, das auch in anderen gesellschaftlichen und politischen Feldern herrscht. Hier ist weder die ständestaatliche Kultur noch der Schock, den der Fall der Berliner Mauer ausgelöst hat, überwunden. Das Vakuum erzeugt seinen eigenen Diskurs und sehr spezielle Sprecher.

> Lange Zeit haben Projekte das Recht auf Vergessen gehabt. Dieses Projektrecht, glaube ich, existiert heute nicht mehr.

PHILIPP Manchmal entwickle ich, quasi advocatus diaboli, für mich eine besonders gestörte, durchaus resignative Gesellschaftstheorie für Österreich, die besagt: Das eigentlich relevante kritische Potenzial für die österreichischen Verhältnisse, auch weil es das hierzulande am besten angelernte und eingeübte ist, wäre das katholisch-bürgerliche. In manchen katholischen Strömungen in diesem Land ist mehr an Empathie für diese Gesellschaft und Leidenschaft zu spüren als in den so genannten linken, sozialistischen, sozialdemokratischen Positionen zu sehen. Das ist ein bisschen gehässig formuliert und es ist auch eine schreckliche Position, weil man sich dann sofort in die Hände der Herrn Erhard Buseks und Andreas Khols dieser Welt begibt. Ein bisschen so wie Thomas Bernhard, der auf die Nadelstreifsozialisten fluchte und letztlich immer wieder mit dem Aristotrachtenlook kokettierte. Aber auf der andern Seite habe ich schon so ein seltsames Gefühl, interessieren tut sich für uns und was wir machen, immer noch, wie soll man sagen, der Halbadlige von links mehr als der Linksradikale von rechts. Aber was ist mit dem Citoyen? Was ist der Citoyen, den wir gerne als Gegenüber haben/hätten, heute?

> Wenn ich ein reicher Sammler wäre, würde ich wahrscheinlich internationale Auktionshäuser besuchen und ein paar Dinge aus dem Verkehr ziehen.

STROUHAL Vielleicht ein Staatsbürger, der sein Geschäft mit Leidenschaft betreibt, also der sich leidenschaftlich gerne in seine eigenen Angelegenheiten einmischt.

PHILIPP Also, der sich in dieser Rolle nicht nur definiert, sondern auch über sie zu berichten oder abzuhandeln weiß …

STROUHAL ... und der Demokratie, im Besonderen repräsentative Demokratie, als Projekt betreibt. Mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit …

PHILIPP … und Großzügigkeit.

STROUHAL Wenn beides fehlt, dann entsteht eine seltsame Demokratieferne oder besser: Ferne von den Institutionen der Demokratie. Man schätzt sie, aber will sich kaum mehr an ihnen beteiligen. Diese Situation ist im Moment, glaube ich, die vorherrschende.

PHILIPP Das heißt, der Citoyen ist von der Gesellschaft und von den Spielchen, die in ihr gespielt werden, per se denkbar weit entfernt oder ist ihr abhanden gekommen.

STROUHAL Der Bürger erlebt jetzt eine besondere Renaissance. Als Wutbürger, als saturierter Rabauke, also als Unbürger. Teile der Gesellschaft entfernen sich von den demokratischen Institutionen, als da wären Modernisierungsverlierer oder: Leute, die viel Angst haben. Den Gegentrend bilden – für die ältere Generation – die Grünen und – für die jüngere – die Piraten, eigentlich, und da stimme ich dir zu, bürgerliche Bewegungen.

PHILIPP Man kann ja sagen, die Grünen sind eigentlich die Kinder der Schwarzen. Restaurativ im eigentlichen Sinne des Wortes, wir bewahren unsere Gärten, unsere Häuser. Und liberal dort, wo es kein Geld kostet.

STROUHAL Ja, man kann endlos über den Kopftuchzwang diskutieren, über die Homoehe. Das sind die Spielflächen, die das Kapital der Politik überlässt. In Wahrheit ist Politik heute der Spielraum, den die Banken der Gesellschaft überlassen, und Politik ein Diskurs, der auf die mildernden Umstände der Banken hofft. Und das verdrießt die Menschen.

PHILIPP Wenn du den Begriff des „Durchlauferhitzers" ins Spiel gebracht hast, würde ich sagen, dass das im Prinzip ein antiösterreichisches Phänomen ist. Wir haben eher Durchlaufabkühler, also Personen oder Institutionen, die sagen: „Das und das ist notwendig, das frieren wir jetzt auf die Stufe so und so hinunter", und dann mit diesem kleinen Eiswürfel im Whiskyglas spazierengehen. Der Durchlauferhitzer als Projektemacher ist aber das pure Gegenteil – in einem permanenten Zustand der Dauererregtheit, indem er Informationen mit sich und weiter trägt und versucht, sie möglichst schnell an den Nächstbietenden anzubringen. Sehr schön beschreibt die österreichische Entfernung von diesem Projektdenken Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften*. Da ist die große staatliche Parallelaktion ja keine Aktion von Durchlauferhitzern, das ist eine von traditionell verhafteten Verfestigern.

STROUHAL Ja, ausgestattet mit der Tugend unerhörter, sektionschefiger Stetigkeit. Der Durchlauferhitzer ist dagegen ein Entwicklungshelfer, bewaffnet, du hast es erwähnt, mit Leidenschaft, Großzügigkeit und vielleicht mit dem Talent zur Unstetigkeit. Dort, wo sich etwas verfestigt, wird der Projektmacher untreu ...

PHILIPP … und nervös. Nervosität ist ein drittes, ganz wesentliches Element, was von vielen als störend empfunden wird.

STROUHAL Stört ja auch, aber wenn Katatonie der Normalzustand ist, ist Nervosität eine Tugend. Ich bin lieber mit einem nervösen Menschen zusammen als mit einem apathischen, auch und gerade weil er mich nervös macht.

PHILIPP Wobei die Nervosität auch von den so genannten Institutionen ja nicht unbedingt als ein Positivum gesehen wird, sondern eher als eine die Stabilität verunmöglichende Charaktereigenschaft. Wenn jemand Visionen hat, soll er zum Arzt gehen, lautete das Verdikt, das man Vranitzky zuschreibt. Stellen wir uns folgende Situation vor: Wir haben eine relativ günstige ökonomische Basis. Wir könnten tun, was wir wollten. Wir wären tatsächlich in der Lage Projekte in Gang zu setzten, Dinge zu tun. Was würden wir tun?

STROUHAL Man könnte in zwei Richtungen denken. Einerseits über Dinge, die man schafft, zugleich könnte man aber über Dinge nachdenken, die man abschafft.

PHILIPP Was schafft man da ab?

STROUHAL Konkret, wenn ich ein reicher Sammler wäre, würde ich wahrscheinlich internationale Auktionshäuser besuchen und ein paar Dinge aus dem Verkehr ziehen. Damit sie nicht mehr auf die Nachwelt kommen.

PHILIPP Zum Beispiel? Was wären das für Reliquien, die es nicht mehr geben soll?
STROUHAL Na ja, kleine Vasen zum Beispiel. Die könnte man ankaufen und dann zertrümmern.
PHILIPP Also einfach erledigen.
STROUHAL Ja, einfach erledigen. Vielleicht macht man noch ein Polaroidfoto, um einen Nachweis zu haben, eine Art Projektbericht.
PHILIPP Sehr schöne Idee, ein schönes Projekt. Wir haben uns vor unserem Gespräch zwar darauf geeinigt, dass wir Christian Reder nicht erwähnen, aber sei's drum: Ich empfand ja immer als sein stärkstes Buch *Wörter und Zahlen. Das Alphabet als Code*, was im Grunde ein Text darüber ist, dass man im Text, den es gibt, immer einen anderen noch lesen könnte, indem man ihn – in diesem Fall mathematisch – anders lesbar macht.
STROUHAL Ja, und zwar mit pataphysikalischer Genauigkeit. Die Buchstabenwerte werden in Zahlenwerte übersetzt, das hat, glaube ich, ein kabbalistisches Moment, ist aber keine Übersetzung, sondern ein Transfer.
PHILIPP Es ist etwas, was man fälschlicherweise als esoterisch lesen könnte, aber das ist es ja nicht. Es ist eher eine Konstellation oder eine Spielanordnung, in der der Autor ein hoch riskantes, sehr intensives Spiel betreibt und sagt: „Was kommt eigentlich dabei heraus?" Und es kommt etwas heraus. Ist das eine konjunktivische Fantasie?
STROUHAL Ich glaube, Fantasie braucht den Konjunktiv, aber Fantasie hat bald einer. Das Genie besteht aber darin, die gute Idee ein ganzes Buch lang, ganze Jahre lang weiter zu verfolgen. Für mich ist ein anderes Buch von Reder sehr wichtig, die *Forschenden Denkweisen. Essays zu künstlerischem Arbeiten.* Da sagt der Autor etwas über die Maschinen von Gironcoli, das Erzeugen „der eigenen, kreisenden, sich selbst unterbrechenden Kontinuität", was vielleicht für ihn selber gilt. Er bringt die Dinge, Zitate, Gedanken in seine eigene, kreisende, sich selbst unterbrechende Kontinuität. Die finale Unterbrechung endet dann immer in einem Produkt und erfolgt durch den Drucktermin. Projektarbeit, Transfer geschieht immer unter Druck, insbesondere, wenn die Druckerei ...
PHILIPP … ein herrlich mehrdeutiges Wort …
STROUHAL … so viel Druck erzeugt, dass das Konjunktivische aus ist, raus muss, und dann darf das nächste Projekt beginnen.
PHILIPP Wir können die Anmerkungen über die Bücher nachher auch kürzen, wenn wir das Wort Reder nicht erwähnen wollen. Ist aber blöd.
STROUHAL Einverstanden. ◀

Claus Philipp ist Kulturjournalist und leitet das Stadtkino Wien.

Ernst Strouhal ist Professor für Kunstsoziologie an der Universität für angewandte Kunst Wien. Zuletzt gab er gemeinsam mit Ulrich Schädler den Band Spiel und Bürgerlichkeit *(Springer, 2011) heraus.*

System des Staunens

Bemerkungen zu Schrift und Transfer zu Ehren eines Spezialisten.

VON ELISABETH VON SAMSONOW

Für Christian Reder

Es gibt einen Ort, der sich allem Anschein nach dem Diktat des ubiquitären Textes entzieht, der sich gegen den Strich verhält, der die „Gegenfunktion" bzw. ein älteres, „reifiziertes" Medienregime konserviert. Die Wunderkammer, deren Nachfahr das Museum ist, indiziert, so könnte man argumentieren, dass die Geltung des Schriftmodells nicht ganz so absolut zu nehmen ist wie angenommen. In der Wunderkammer ist eine Maschinerie am Werk, die eben nicht mit der Schrift operiert, sondern mit Gegenständen, mit Dingen, mit leibhaftigen Sachen und deren möglichst sensationellem Bildwert. In der Wunderkammer, so könnte man, die These Horst Bredekamps aufnehmend, sagen, wird der Hegemonie des Bildes ein Experimentallabor geschaffen.[1] Hier habe man eine Anstalt, die visuelle Assoziations- und Denkvorgänge, die den Sprachsystemen vorauslaufen, schult.[2] Bredekamp hat die Bedeutung, die die Wunderkammer für die Memoria hat, gewürdigt;[3] er schreibt den Objekten eine Bildhaftigkeit zwischen Begriffssprache und „esoterischen Bildern" zu.[4] Dass das Wunderkammerobjekt bei Bredekamp sich in gewisser Weise zur Begriffssprache in Opposition und polar zu ihr stellt, scheint allerdings mit dem von ihm für die verhandelte Sache ins Spiel gebrachte modernen Sprachkonzept zu tun haben. Betrachtet man nämlich das Wunderkammerobjekt aus der Perspektive einer archaischen, hieroglyphischen Text-Vision, lässt sich seine Funktion für die Sehnsucht nach einer moderne Schriftlichkeit überholenden Texttiefe leicht begreifen. Die Objekte der Kammer vertreten das Hieroglyphische an den Zeichen, und zwar unter dem Horizont einer **universalen ersten Schrift.** Die Kammer folgt darin der Anordnung, die seit Ciceros Definition des topos als Fundstelle des *Thesaurus* Regulativ der Gedächtnisordnung gewesen ist. Sie ist als *Gazophylacium* tatsächlich nichts anderes als die Darstellung mnemonischer Potenz: der Schatz der Kammer entspricht dem Schatzhaus der Memoria. In beiden steht das „Protoplasma des Schatzes"[5] zur freien Bearbeitung. Die Memoria fordert ja geradezu die Manifestation des Schatzes, insofern sie auch immer „Auswendigkeit" ist und – das gilt nun in höchstem Maße für den Thesaurus der Renaissance – mit einer von der Unendlichkeit ihres Erfindungsreichtums besessenen Imagination kollaboriert. Man könnte sagen, dass die von Schlosser aufgezählten Inventargegenstände wie etwa Meteorsteine, Gigantengebein, Siegesstatuen, zweifelhafte Lebewesen in getrocknetem[6] oder eingelegtem Zustand, Reliquienkästen und seltene Trophäen[7] aus dem Thesaurus Memoriae in die Kammer entlassen worden sind: als eine Überfülle von **Kryptogrammen**, die zu ihrer Übersetzung einladen. Wer das Glück hatte, in österreichischen Stiften und Klöstern die Wunderkammern besuchen zu können, die dort, vollkommen abseits der in vollstem Gange befindlichen Diskussion über die Bedeutung der Wunderkammer für eine Vorgeschichte des Museums, in splendid isolation vor sich hin existieren, kann sich ein Bild von der großen Unähnlichkeit machen, die diese verstaubten, verlassenen Sammelsurien mit der Lichtkugel des *nous* haben. Im Halbdunkel zwischen gewaltigen Vorhängen und Vitrinen, Behältnissen aller Art und bizarrem Mobiliar ist der *locus memoriae*, der das taghelle Licht scheut, zur Welt gekommen. Natürlich befinden sich diese Räume, deren Existenz der Aufmerksamkeit der Fachwelt, die sich vornehmlich den feudalen Sammlungen zugewandt hat, entgangen ist, in unmittelbarer Nachbarschaft zur Bibliothek,[8] die im Übrigen auch die Werke jener Autoren birgt, denen es allein bei der Vorstellung der Identifikation eines hauptsächlichen Seelenvermögens mit der Wunderkammer kalt den Rücken hinunter gelaufen wäre. Trotzdem lässt sich sagen, dass die Idee des mnemonischen *Thesaurus* in zwei großen Linien verfolgt worden ist, deren eine durch die Kunst- und Wunderkammern und deren andere durch die Tomoi enzyklopädischer Monumentaltexte führt.[9]

> Im Halbdunkel zwischen gewaltigen Vorhängen und Vitrinen, Behältnissen aller Art und bizarrem Mobiliar ist der *locus memoriae*, der das taghelle Licht scheut, zur Welt gekommen.

Erholungsraum und Sanatorium

Die Wunderkammer entspricht dem Bedarf an ritualisierten Formen der Zustandsveränderung; sie umfängt den vom gewöhnlichen Text verfolgten Besucher als Erholungsraum und Sanatorium und bietet dem monoton gewordenen Intellekt die ihn dem gewöhnlichen Leben entrückende Schon-Zeit an, nämlich einen starken sinnlichen Eindruck verbunden mit sprachlosem *Staunen.* Die Erregung am Objekt bringt dem gesuchten Zustand nahe, der *vor dem gegenwärtigen* kommt, und zwar als sein Paradies. Die Sprachlosigkeit des angestrebten Sich-Wunderns lässt tatsächlich wieder an Bredekamps Bild-Schrift-Opposition denken; aber die Versetzung in den Zustand des *infans*, also in den des nicht sprechenden, im Wunder-Kontakt mit der Welt befindlichen frühen Bewusstseins, enthebt noch lange nicht des stets und überall aufgegebenen Lesens, was sich auch im Falle des Träumens feststellen hat lassen. Das Wunder der Wunderkammer scheint vielmehr darin bestanden zu haben, dass der Betrachter im Bestaunen der Dinge in jenen ersehnten Zustand geriet, der auch das Wesen der Traumwelt ausmacht: er wurde zum *infans*, dem Nicht-Sprechenden, das immerhin die Hieroglyphen lesen konnte. So behauptet Neickel in seinem Traktat, in dem er versucht, Geschichte und Begriff der Kunst- und Wunderkammer zu definieren, man könne mit Recht „über die Thüre eines solchen Musei setzen (…): hier findet man Bild und Unterschrifft".[10] Die Kammer ist also der Ort, an dem der hieroglyphische oder emblematische Text „wohnt" und der folglich dem Besucher die Gelegenheit bietet, mit diesem Text in Kontakt zu kommen.

Das Wunderkammerobjekt übt im besten Falle bei seinem Betrachter nicht so sehr eine belehrende, als vielmehr eine integrative Wirkung aus. Beim Anblick des **aenigmatischen** Objekts findet die Zustandsveränderung statt, die sich nur insofern von demjenigen des Traums unterscheidet, als das, was im Traum *erlitten* wird, in der Wunderkammer zur *Methode* wird. Die Wunderkammern bis hin zu Athanasius Kirchers Museo am Collegium Germanicum in Rom können als experimentelle Dispositive oder Inszenierungen desjenigen Zustands deklariert werden, in den der Träumer planlos verfällt. In der Wunderkammer wird der Aufstand gegen die Verlustbilanz des Schlafes geprobt, der sich im Aufwachen zugleich mit dem adamitischen Paradieszustand davonmacht. Die hieroglyphischen Objekte werden, nach dem initiierenden *thaumazein*, mit Hilfe der ihnen zugehörigen *inscriptio* in ein Tableau emblematischer, schriftförmiger Weltlichkeit übersetzt.

Geübt wird also der *Introitus in die Schriftlichkeit* aus dem Anderen der Schrift, der Übergang vom archaischen *fans* (dem *INFANS* der modernen Sprachlichkeit) zum *fans scribens (schreibendes Sprechendes).* Man überspannt den Bogen sicher nicht, wenn man behaupten wollte, die Wunderkammer sei nichts anderes als dasjenige Forum, auf dem die Initiation in die Übersetzung von der einen Schrift, die hieroglyphisch-objekthaft und fremdartig ist, in die bekannte Schrift und Ordnung geübt und wiederholt wird, und zwar mit nicht geringer Lust und mit einigem Erkenntnisgewinn. In der Wunderkammer wird nicht, wie Bredekamp meinte, die Schrift zugunsten des Bildes dekonstruiert; es wird vielmehr szenisch nachgespielt, wie es zur Schrift kam, wie die Schrift, nämlich die unsere, emergierte.

Logik der Wunderkammer

Die Wunderkammer ist also die „Versetzungsanstalt", der Ort, an dem das *Früher* der Schrift gilt, an dem die Relevanz der urtümlichen **Hieroglyphenhaftigkeit der Objekte** in Szene gesetzt wird. Wir sehen hier also etwas, dem wir keinen Namen geben können und sind deswegen gewissermaßen *erkenntnistheoretisch erregt.*

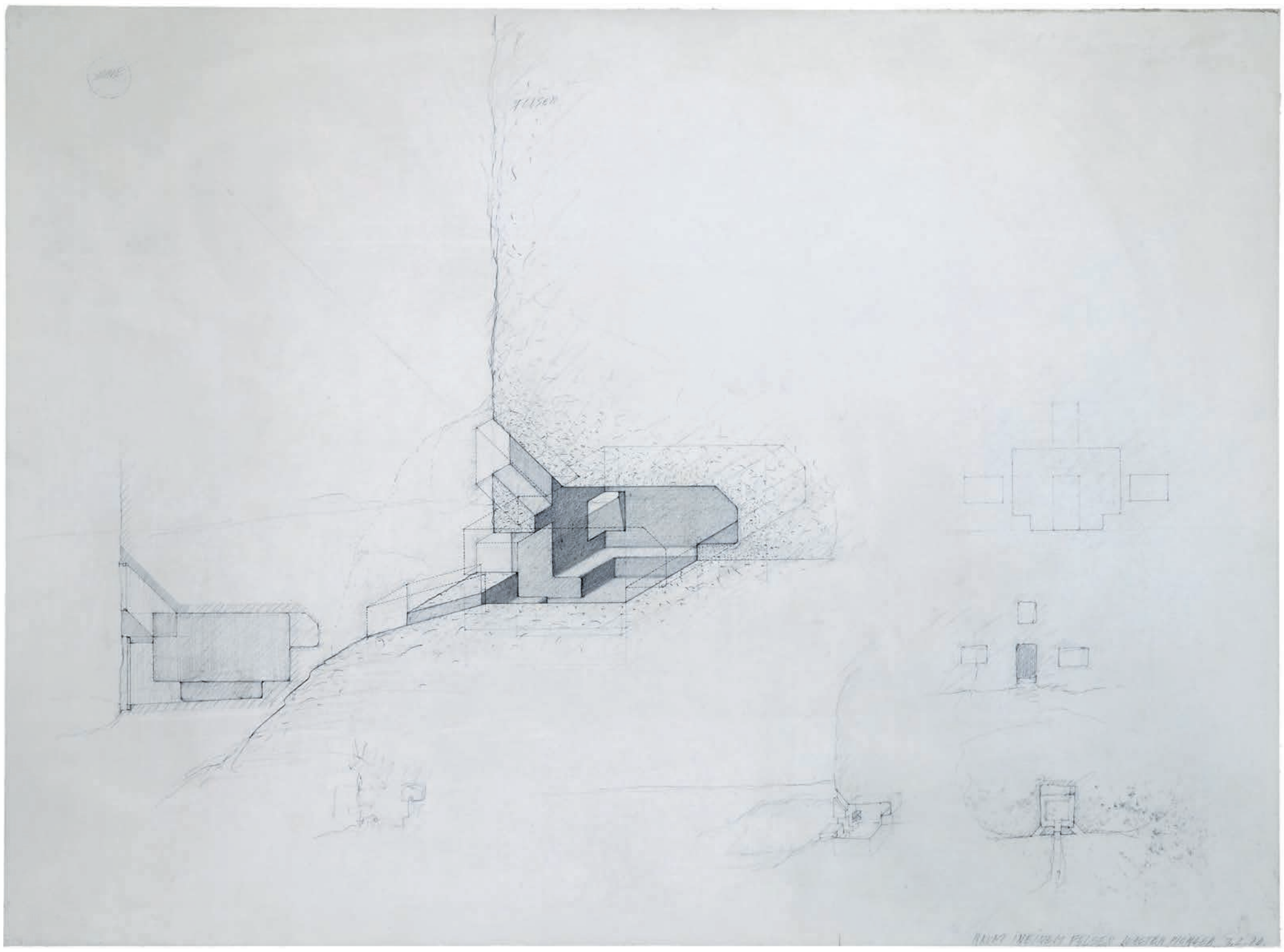
Außer der Anspielung auf die Hieroglyphen, auf die Sensationalität oder gar Monstrosität der Objekte, die in der *Rhetorica ad Herennium* von besonders einprägsamen Gedächtnisbildern gefordert worden war,[11] scheint sich die Logik der Wunderkammer seitens der Objektdisposition auch auf die archaische Mnemo-Ordnung der architectura zu berufen. Lektüre und „Spatziergang und öffentliche philosophische Bahn"[12] (Neickel) sind schließlich zwei sich voneinander unterscheidende, gleichwohl aufeinander hingeordnete kognitive Vollzüge. Ferner kann das **Gehäuseartige des räumlichen Arrangements** seit dem studiolo als Evokation der alten Leibmaschinenfunktion des Urhauses oder Zimmers aufgefasst werden. Man ist hier eindeutig „Leib im Raum", was nur dem Rückfall oder transgressus in einen Zustand a priori, *vor* dem Alphabet, förderlich sein kann.

Das „Einbringen" des Leibes ist aber hier, ebenso wie im Traum, Bedingung der Möglichkeit der Übersetzung: erst aus der Versetzung in denjenigen Zustand, in dem der Gebrauch der Begriffe nicht mehr hinreicht, folgt der Übersetzungsbedarf mit Notwendigkeit. Das Herumgehen, also die Realisierung dessen, was in der alten, an der Architektur orientierten Mnemonik imaginär beherrschte Übung war, ist zugleich der Gang ZURÜCK, die Regression. Damit wird die ursprünglich tatsächlich von der Disposition des Leibes her aufgeworfene Thematik der Zustandsveränderung an ihrem dramatischen Punkt berührt, nämlich dort, wo *Zustände „ohne Worte", die von monströsen, vergegenständlichten Zeichen regiert werden, die älteste Schicht des Gedächtnisses bilden.* ◀

Anmerkungen

1. Horst Bredekamp: *Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte,* Berlin 1993, bes. S. 102
2. ebda.
3. „Die Kunstkammer wird zu einem Analogon des Gehirns der Menschheit, das die gelöschte Weisheit des Paradieses allmählich zurückgewinnt." Ebda., S. 44
4. ebda., S. 76
5. Julius von Schlosser: *Die Kunst- und Wunderkammer der Spätrenaissance,* Braunschweig 1978, S. 3
6. In Kirchers *Museo* gab es einen Sirenenschwanz, s. *Romani Collegii Soc. Jesu Musaeum celeberrimum (…) G. de Sepibus,* Amstelodami, Ex Officina Janssonio-Waesbergiana 1678, Cap. VI
7. ebda., S. 4-6
8. s. dazu: Iusti Lipsii: *De Bibliothecis Syntagma,* Editio Tertia, Ex Officina Plantiniana, Apud Balthasarem Moretum, & Viduam Ioannis Moreti, & Io.Meursium 1619, bes. Cap. I, p. 9: „Bibliotheca tria significat, Locum, Armarium, Libros."
9. s. dazu Adalgisa Lugli: *Naturalia et mirabilia. Il collezionismo enciclopedico nelle Wunderkammern d'Europa,* Milano 1983
10. C.F. Neickel: *Museographia oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Auslegung der Museorum oder Raritäten-Kammern,* Leipzig und Breßlau bey Michael Hubert 1727, S. 7
11. „Aber sehen oder hören wir etwas ausnehmend Schändliches, Unehrenhaftes, Ungewöhnliches, Bedeutendes, Unglaubliches, Lächerliches, so prägen wir uns dies gewöhnlich für lange ein (…) und das kann aus keinem anderen Grund vorkommen als deswegen, weil gewöhnliche Vorkommnisse leicht aus der Erinnerung entschlüpfen, auffällige und neuartige länger im Sinn haften" *Rhetorica ad Herennium,* a.a.O., S. 174
12. s. Neickel, a.a.O., „Versuch einer deutschen Übersetzung des Wortes ‚Galleria'", S. 409

Elisabeth von Samsonow, geboren 1956, ist Professorin für philosophische und historische Anthropologie der Kunst an der Akademie der bildenden Künste Wien. Zuletzt erschienen Egon Schiele – Ich bin die Vielen *(Passagen Verlag, 2010) und* ELEKTRA. Die Geburt des Mädchens aus dem Geiste der Plastik. Auf Friedrich Nietzsche *(Schlebrügge Editor, 2011).*



Walter Pichler, Raum in einem Felsen, 1970 (aus: Forschende Denkweisen, 2004)

Über das inhaltlich Qualitative des Transfers im Kunst- und Wissenstransfer

Zu Christian Reders Modellen. VON BURGHART SCHMIDT

Es verkehrt ein Anglizismus heute an den verschiedenartigsten Orten – des Worts „Transfer", das wiederum auf das Lateinische zurückgeht: Transferieren = Übertragen (vom Einen zum Anderen). Besonders wissenschaftliche und künstlerisch-gestalterische Ausbildungs- und Forschungs- wie Entwicklungsinstitutionen haben heute alle eine Abteilung, die den Titel des Wissens- und Kunsttransfers führt. Darin steckt aber eine, vom Kulturellen her gesehen, verludernde Wortwahl trotz des globalisierenden Anglizismus oder wegen seiner, schaut man sich die überwiegend übliche Praxis der unter dem Namen verkehrenden Abteilungen an. Dann bemühen sie sich nur um das Verkaufen von Wissen und Entwicklungen an die Wirtschaft und um das Einwerben von Förderungsgeldern für das Realisieren von Wissenserzeugungen und Entwicklungen, demnach einerseits Nachkasse und andererseits Vorkasse. Sie entsprechen also gewöhnlich in ihrer Tätigkeit der heute so gesteigerten Ideologie des Ökonomismus aus ihrem völlig verengten Verständnis des Transferierens heraus.

Nun soll das Wort Verludern nicht wieder einmal im Ideengeschichtlichen, Geisteswissenschaftlichen, Kulturellen das Ökonomische verächtlich machen. Vermarktung und Verwertung des Geleisteten oder zu Leistenden über den so charakterisierten freien Markt sind unter den gegebenen Verhältnissen und Bedingungen, die man nur sektiererisch zu unterlaufen vermag, soweit ganz in Ordnung, wären da in den Drittmittelverträgen nicht so oft jene Paragraphen, nach denen der freimarktliche Geldgeber, also Käufer der erst werdenden Ware Wissen/Gestaltung oder der schon produzierten, sich vorbehält, über eine allgemeine Veröffentlichung ohne Rücksichtnahme auf die Forscher, Entwickler, Gestalter zu entscheiden. Zwar ein Umstand gesellschaftlicher Ungerechtigkeit darin ließe sich durch genauestes Nachrechnen noch steuern, nämlich der Umstand, dass die gemeinten Institutionen des Forschens, Entwickelns und Gestaltens europäisch gewöhnlich staatlicher Art sind, also aus allgemeinen Steuergeldern erhalten und betrieben werden. Und ohne genaues Nachrechnen, das sich Vollkostenrechnung bis zum letzten Bleistift und der letzten Arbeitssekunde der staatlich entlohnten Mitarbeiterschaft nennt und auch einen Anteilsfaktor zu den Grundinvestitionen für die Hervorbringung der Institution enthält, wäre das sonst privates Ausbeuten öffentlicher Aufwendungen in Konkurrenz gegen andere, die genauso steuerzahlende Mitglieder dieser Öffentlichkeit sind. Aber, wie gesagt, die echte Vollkostenrechnung würde die darin hausende Ungerechtigkeit vermeiden lassen, selbst in Zeiten, wo die soziale Deckung privat veranstalteter Verluste in Rettungsschirmen für Banken zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, begleitet allerdings von marxschen Einsichten bei jedem, selbst bei den Analphabeten, dass Gewinne privatisiert und Verluste sozialisiert werden, und dass solchen Sinns Kapitalisten schon immer Sozialisten waren, sich selber also verachteten, wenn sie auf den Sozialismus schimpften.

Nun, selbst wenn der ökonomisch messbaren Ungerechtigkeit entgegengesteuert werden kann, in unserem Fall einer Finanzierung von Forschen, Gestalten und Entwickeln durch Drittmittel, so bleibt in deren üblichen Verträgen mit der Veröffentlichungskontrolle durch die Geldgeber eine Unverschämtheit geschichtlicher Dimension. In unserem Aufklärungsverständnis seit der Antike sind Wissen, Entwickeln, künstlerisches Gestalten auf Veröffentlichung allgemeiner Art intentional gerichtet, das gehört zu ihrem Charakter. Geheimwissen ist ein Schlag ins Gesicht des Aufklärungs-Wissens, auch des Wissens der Technik. Und das Gleiche gilt für die Künste intentional. Hier wird es aber historisch noch um einiges schwieriger, weil es eben den freien Markt der Künste gibt, auf dem Kunstproduktionen privatisiert werden. Jedoch auch vor ihm wurde etwa künstlerische Ausstattung der Paläste, der Sakristeien und so weiter einer allgemeinen Öffentlichkeit entzogen hin zu einer speziellen Öffentlichkeit. Aber immer setzten die künstlerischen Produzenten darauf, dass privates Interesse oder auch Interessen spezieller Öffentlichkeiten dazu führen würden, eine allgemeine Zugänglichkeit zu privatisierter Kunst immer einmal wieder zuzulassen, mindestens von deren Existenz der Öffentlichkeit Kunde zu geben. Demnach regiert auch hier der Intention nach das Streben in die allgemeine Öffentlichkeit. Sponsorenverträge von heute wollen diese historisch sich realisierende Intentionalität unterlaufen und damit dem Wissen, der Technik und den Künsten ihren Aufklärungscharakter entziehen. Das geschieht auf der Basis eines völlig verengten Transferbegriffs, der dazu einen ökonomistischen Formalismus bloßen Austausches bei rein quantitativem Geldmedium reitet. Als ob Transferieren = Übertragen nicht auch eine reich inhaltliche Seite hätte, den Formalismus transzendierend. Den verengten Transferbegriff würde man darum besser als Vermarktung bezeichnen oder in dem heute so geliebten Denglisch als Marketing, entsprechend ergäbe das die Abteilungsnamen. Das wäre dann ja gegen alle möglichen Missverständnisse, von der angezeigten Privatisierung des Wissens zu Geheimwissen abgesehen, soweit in Ordnung.

Felder der Hermeneutik

Nun aber Kunst- und Wissenstransfer, Kulturtransfer, Kulturentransfer inhaltlich genommen und vom deutschen Übersetzungswort Übertragen her gedacht, so hat das gar mit Übersetzen zu tun. Will man das nicht aus der Seefahrt heraus verstehen, obwohl darin auch schon Tiefen und Untiefen unserer Angelegenheit sich regen, dann geht es um ein Übersetzen aus Sprachen in Sprachen. Und sofern verstehendes Übersetzen vorliegt, bewegen wir uns dann schon in Feldern der Hermeneutik gemäß der These, alles Übersetzen sei ein Deuten. Bekannt wurde in den Literaturwissenschaften international das Konzept von Walter Benjamin („Die Aufgabe des Übersetzers"), nach dem man eine Übersetzung sprachlich den Sprachlichkeiten der Sprache, aus der man übersetzt, bis an die Absurditätsgrenzen anpassen solle, bis an die Unverständlichkeitsgrenzen, damit die Sprache, in die man übersetzt, von der Sprache, aus der man übersetzt, lerne, statt einen Text, den man übersetzt, den vorliegenden Sprachlichkeiten der Sprache, in die man übersetzt, anzupassen, ihn einzuglätten. Ich las einmal einen Text von Ernst Bloch in der Übersetzung zum Amerikanischen und ich glaubte vom Sprachlichen her, ich befände mich in einem Text von Ernest Hemingway. Das unterschlägt selbstverständlich vom Amerikanischen her jeden Zugang zu Blochs Sprachlichkeit. Man lernt in der Übersetzungssprache nichts von der Sprachlichkeit des Übersetzten im Original. So wird das Konzept Benjamins ganz einleuchtend.

Nikolaus Gansterer: The Urban Alphabet, 2009/2011

> Zum Transfer gehört auch das aus dem Transfer Herauskippende, vom Waggon Fallende, Überbordgehende.

Dennoch hat dieses Anpassen der Sprache, in die zu übersetzen ist, an die Sprachlichkeit des zu Übersetzenden seine Grenzen. Wenn man das Nachwort des Übersetzers zur Übersetzung vom berühmt gewordenen Buch John Austins *How to Do Things with Words* in der deutschsprachigen Ausgabe des Reclam Verlags liest, dann stößt man auf den Hinweis, dass es sich bei der Übersetzung bis zu einem Drittel nicht mehr um eine eigentliche Übersetzung handele. Denn in dem Maß, in dem Austin über Alltagssprache schreibe, wähle er seine vielen Beispiele aus der Alltagssprache. Alltagssprachen seien aber nun einmal bilderreich. Und die Sprachbilder der Alltagssprachen seien in allen Sprachen andere. Man kennt das aus der Schule: „It rains cats and dogs" lässt sich nicht ins Deutsche übersetzen mit den Katzen und Hunden im Sprachbild. Man muss austauschen zu: Es regnet Bindfäden. Und so musste der Übersetzer bei Austin laufend andere Bilder aus der deutschen Sprache einsetzen bis an die Grenzen der Nachdichtung. Konzepte über Konzepte fürs Übersetzen und man merkt, Übersetzung bietet nur Überschnitte des Entsprechens zum Übersetzten, nicht eine analoge Wiedergabe. Und die Differenz zur analogen Wiedergabe macht die Spielräume des Deutens aus, der Hermeneutik, für die ein Überschnitt im Entsprechen gemäßer ist als Wiedergabe im Sinn der Analogie. Denn in der Analogie ist eine Exaktheit gemeint, die der Schwankens- und Mutmaßenskunst der Hermeneutik nicht gerecht zu werden vermag. Bis in solche schwierigen, sumpfigen unsicheren Ebenen reichen die Probleme des Kunst- und Wissenstransfers, gewiss sind auch sie voll mit Austausch beschäftigt, von Bild in Bild, Wort in Wort, Satz in Satz, Zeichenart in Zeichenart, sie haben mit dem Gleichungswesen zu tun in Gleichwerdenwollen, vermittelt durch Abstandnahme und immer wieder Abstandnahme. Darin findet sich, mit Michel Foucault gedacht, hoch allgemeine Struktur-Korrespondenz zu Marketing, aber eben nicht im Sinn eines zu beschleunigenden, versimpelnden, banalisierenden Gleichsetzens um jeden Preis, damit man so viel Geschäfte wie möglich in so kurzer Zeit wie möglich abschließen kann.

Notwendiger Idealtypus

Im Gegenteil, das Gleichsetzen ist unterwegs zum Herauskehren dessen und Klarmachen dessen, was in die Gleichungen nicht aufgeht. Ich spiele hier an auf die Auseinandersetzung Theodor W. Adornos mit der Wissenschaftsmethodologie von Max Weber. Adorno („Einleitung zu den Studien über den autoritären Charakter") spricht darin vom Identifizieren, nicht gerade Gleichsetzen, aber zwischen Identifizieren und Gleichsetzen besteht nun einmal eine Entsprechung. Adorno erklärt den Idealtypus, dessen Erzeugung die wissenschaftliche Forschung betreibe, für einsatznotwendig in der wissenschaftlichen Arbeit, aber nicht, damit wie bei Max Weber dieser Idealtypus durch prüfendes Durchgehen des jeweiligen Materials immer wahrscheinlicher gemacht würde, sondern um mit ihm, dem Idealtypus, gerade zu erfassen, was unter ihn nicht passt. Insofern kennt auch Adorno eine Art Falsifikationstheorem wie Karl Popper. Oder anders: Zum Transfer gehört auch das aus dem Transfer Herauskippende, vom Waggon-Fallende, Überbordgehende. Insgesamt ist also Transfer = Übertragen im Kulturbezug ein sich in sich wandelndes Hin und Her über Übersetzungsmedialitäten, die bei Gebrauch sich ebenfalls wandeln in den Überschnitten der Kulturen, heißt ihrer Produktionstypen wie Produktergebnisse als Mischungen oder Montagen. Und nicht nur in den Überschnitten der Kulturen ein Hin und Her per Analysen und Partialsynthesen, sondern es handelt sich dabei auch um ein entsprechendes Hin und Her zwischen den Sehwelten der Bilder zusammen mit Bewegungsbildern und den Hörwelten der Ton- und Rythmuskombinationen und den Geschmackswelten im Stoffaustausch und den Gerüchewelten der Nasen und den Widerstandswelten des Fühlens von den Fingerspitzen bis in das Innenbefinden, demnach handelt es sich eben auch um das Crossover der fünf Sinne im ständigen gegenseitigen Beeinflussen der Medien durch das von ihnen Transportierte vice versa. Es geht also, in der Begrifflichkeit der Debatte um Transfer ausgedrückt, um Transfer zwischen Kunst und Wissenschaft, um Transfer zwischen den Künsten und zwischen den Wissenschaften und solchen Mikrosinns auf der Makro-Ebene um Transfer zwischen den Kulturen. Protheus-Wesen des Transfers, nicht wahr?

Während der ökonomistische Formalismus marktgerecht nur den quantifizierenden Austausch und dessen quantifizierenden Verkehr kennen will, nicht das qualitativ Produktive darin. Die Politik hat sich dem völlig

angeschlossen, indem sie laufend für ihre letzte übrig gebliebene Hauptaufgabe des Rankens und Evaluierens die Bezifferung sämtlicher qualitativer Leistungen und qualitativer Genüsse ihren Mitarbeitern abverlangt. Nur das Abzählbare existiert, ich zähle und ich werde gezählt, ausgezählt – also bin ich, ein Infantilisieren in die kindlichen Abzählverse hinein. Innerhalb einer aufs Abzählbare, Auszählbare, Zuzählbare reduzierten Welt muss trotz des Zusammenhangs von Zahl und Erzählen, vielmehr durch Vernichten dieses Zusammenhangs, das Medium unbeeinflussbar sein durch das von ihm Transportierte wie das Transportierte unbeeinflussbar vom Medium, Codierungen und Decodierungen unterliegen einer unwandelbaren Gleichsetzung als ihre Arbeit, das nennt man Erstarren, Versteinern in aller Beweglichkeit des absoluten Verkehrs nur um seiner selbst willen. Dieser Schein der Beweglichkeit erzeugt sich ja nur aus dem Vordringen der differenziellen Analyse in die Nanobereiche, doch überall landet das Vordringen der differenziellen Analyse wieder bei der Starre der Zahl. Daher gilt für die Verkehrsstruktur im ökonomistischen Formalismus das Bild von der Fähre samt dem Fährmann, die man kurz nach Gebrauch wieder vergessen hat, so wie der Fährmann seine Transport-Kunden nach Erhalt des Fährgelds. Dem steht für eine antiformalistisch qualitative Sicht auf Verkehr der Mythos vom Jesusträger Christophorus entgegen, beide vergessen einander nicht und sind durch einander anders geworden. Also inhaltliches Verwandeln in Gegenseitigkeit durch Verkehr.

In Hinblick auf diese beiden Bilder kann ich jetzt verdeutlichend sagen, dass ich trotz Christophorus nicht vollständig gegen die Fährmänner und ihr Fähren bin. Als Faktoren sind sie von Realitätssinnigen anzuerkennen, nur nicht als alles verschluckende Grundmuster. Also auch formalisierende Ökonomie muss als eine Ebene menschlicher Gesellschaft gesehen werden, das ist etwas anderes, als sich ökonomistischem Formalismus zu unterwerfen.

Die umrissene qualitative Auffassung von Transfer, dieser so hoch bedeutsamen Angelegenheit der Menschenwelt, zu allen Kurzdefinitionen des Menschen könnte man ja hinzufügen, der Mensch sei ein durch und durch transferierendes Wesen, ohne dass man den Tieren Transferieren absprechen müsste, das geht ja auch bei allen anderen Kurzdefinitionen nicht, nur sind Tiere diese Züge der Kurzdefinitionen nicht durch und durch, also die qualitative Auffassung vom Transfer entwickelte sich mir im Ärger über das Entstehen des ökonomistischen Transfers im Bereich der Kulturproduktion mit seinen alles ergreifenden und banalisierenden, stumpfsinnig machenden Ansprüchen. Und da kam es zur Begegnung mit Christian Reder, der schon längst an der Ausbildungs- und Forschungsausrichtung hin auf die Problemfelder einer qualitativen Transferauffassung für Kunst- und Wissenstransfer arbeitete. Er organisierte seine Lehrkanzel an der Universität für angewandte Kunst hin auf eine Institution, die im Blick auf ihre nun schon jahrzehntelange Arbeit zu Recht in den letzten Jahren den Namen eines Zentrums für Kunst- und Wissenstransfers führt, zu Recht weil anders arbeitend als die Marketing-Abteilungen der anderen Kunsthochschulen, die mit dem Namen nur Etikettenschwindel betreiben. Unter anderen Projekten entwickelte er das ganz große Konzept eines Forschens und Gestaltens unter den Bedingungen eines Erfahrens von historisch enorm herausgehobenen Transfergegenden um Europa herum und in seinen Rändern, die als solche gerade im Sinn des qualitativen Transfers dem üblichen Bewusstsein gar nicht so präsent sind. Da wurde zum ersten Damaskus genommen (Reder/Ferfoglias Buchtitel *Transfer Projekt Damaskus*, Wien 2003), jene Gegend der Wanderbahn in menschheitlicher Dimension, nämlich der großen Wanderbahn aus Afrika nach Europa und Asien, und schließlich per Asien im Grunde auch nach Amerika über die Beringstraßen-Aleutenbrücke. Bis heute versammelt Damaskus alle möglichen Religionen des Christentums zum Islam hinzu und damit deren Kulturen. Während allerdings die Juden, die auch lange zu Damaskus beigetragen haben, rausgeekelt wurden, schließlich gibt es ja die Dauerfeindseligkeit gegen Israel mit Unterstützung der Kriegsakte des Terrorismus. Diese Sperrlage entspricht eigentlich dem allgemeinen Bewusstsein aus Europa heraus seit der Ausbreitung des Islam viel stärker, als handele es sich beim Rand des östlichen Mittelmeers eher um einen Sperrpass als um eine Transfergegend, was sich aber durch alle früheren Zeiten bis vor kurzem historisch widerlegen lässt, außer für Angst schürende Ideologien gegen den Transfer in kultureller Hinsicht. Denn das Wirtschaftliche hat sich ohnehin nie um diese Ideologien gekümmert, außer man konnte sie zum Entladen von Aggressionen einsetzen für das Beherrschen von Wirtschaftszonen zwecks ausbeuterischen Austauschs. Die nächste weite Randzone zu Europa, die man nun im allgemeinen europäischen Bewusstsein eher als die durch Natur entschiedene Sperre auffasste zwischen Weltteilen und die doch historischer Wahrheit nach einen weiten Transferbereich ausmacht, das war die Sahara (Reder/Semotans Buchtitel *Sahara. Text und Bildessays*, Wien 2004). Die riesige Wüste verhält sich nämlich wie das Meer, zwar unterdrückt sie sich nicht vorbereitenden, unausgerüsteten Spaziergangsverkehr, aber dem Ausgerüsteten und Vorbereiteten schafft sie Weiten für von Grenzen und Kleingruppeninteressen weithin unabhängiges Transferieren, Transportieren. Verwandtes gilt für die Steppenzonen ab der Nordküste des Schwarzen Meers gen Osten, nun mit Anschluss an die Donau, diesem weit ausgreifenden Transfersystem einer Flusslandschaft gen Westen (Reder/Kleins Buchtitel *Graue Donau, Schwarzes Meer*, Wien 2008). So also diese drei Randzonen des Europäischen mit historisch besonders gesteigertem Transfercharakter, daran orientierte sich das Redersche Konzept. Man hätte selbstverständlich auch weitere Randzonen nehmen können oder die Liste variieren. Doch so wurden für Europas Geschichte die wichtigsten eingefangen. Und irgendwo muss man als endliches Wesen einmal anfangen, und man kommt zu angestanden habenden Fragefeldern selbst bei höchst weiter Konzeptanlage kaum an einen vervollständigenden Schluss in allen Angelegenheiten, alle Abschlüsse mit dem Schein von Vollständigkeit haben einen erzwungenen Charakter.

> Nur das Abzählbare existiert, ich zähle und ich werde gezählt, ausgezählt – also bin ich.

Klar, dass vom Ausbildungs- wie Forschungsgesichtspunkt her innerhalb des jetzt umrissenen Allgemeinkonzepts und gemäß der hier gezeichneten Charakterbestimmung von Transfer nur Projektstudium und Projektforschung in Frage kamen. Was alles der Projektgedanke zu umfassen und zu enthalten vermag, dazu hat Reder, wiederum beiherlaufend, ein groß angelegtes Projekt durchgezogen mit vielen Beiträgen vieler Mitwirkender in Diskussion darüber und das in einem umfangreichen Buch veröffentlicht: *Lesebuch Projekte*. Es gibt wohl nichts Vollständigeres zum Thema als dieses der Fragmentarik und Unvollständigkeit nachgehende Buch. So viel soll in Kürze festgehalten werden: Projektcharakter in Ausbildung wie Forschung setzt bei genügend wichtiger Praxisproblematik ein und erfordert darum interdisziplinäres Arbeiten. In beidem meldete sich mit Hinblick auf das Konzept der drei Transfergegenden Fragwürdigkeit an. Zum einen aus Zeitmangel musste sich der Praxisbezug sprechend-gesellschaftliches Wesen ist, liegt all seiner Praxis als erste Praxis Verständigung zu Grunde. Das Wichtigste der Praxis kam also trotz der Beschränkung in den Blick. Das Interdisziplinäre aber, das die nächste Fragwürdigkeit aufwirft, darf nicht als der kleinste gemeinsame Nenner der Disziplinen verstanden und so eingesetzt werden. Demzufolge setzt das Interdisziplinäre eine Mitarbeiterschaft der aufs Beste Fachorientierten voraus, die zugleich über Verständnisgrundlagen der mitwirkenden Disziplinen verfügen. Erst so werden sie qualifizierte Diskussionspartner für die Anderen, können den anderen Fachsprachen folgen und in ihnen sich äußern, so wie der sprachliche Übersetzer in beiden Sprachen, zwischen denen er übersetzt, oder in dreien oder vieren kompetent sein muss. Allerdings lauert immer der Witz im Hinterhalt, in dem einmal ein Papst die Erhebung eines empfohlenen Kardinals, empfohlen, weil dieser so viele Sprachen beherrsche, zum Kardinalstaatssekretär verweigerte, mit dem schlagenden Argument, aber der Empfohlene habe in den vielen Sprachen, die er beherrsche, nichts zu sagen. Wo lauern solche Hinterhalte allerdings nicht?

Doch gerade fürs Interdisziplinäre haben wir in der euroamerikanischen Kulturgeschichte zwei Modelle als Fächer oder Disziplinen, die aus der Gegenstandsbestimmung ihrer Angelegenheiten heraus immer schon das Interdisziplinäre auf höchstem Niveau zentral betreiben mussten, die Kunstgeschichte und die Ethnologie. Wie hätte sonst etwa aus der Ethnologie heraus durch Claude Lévi-Strauss die von ihm darin entwickelte Methode des Strukturalismus für alle Wissenschaften und für Kunst- und Gestaltungsorientierungen gültig werden können? Und nicht zu vergessen die Philosophie, wenn man sie begreift als die Spezialisierung auf das Allgemeine. Niveaumangel liegt also allemal nicht begründet im Interdisziplinären selber, sondern allenfalls in seinem Missbrauch, der es zerstören möchte. Was wiederum für alle Fächer oder Disziplinen menschlicher Tätigkeit gilt. In allem Interdisziplinären wie Transferialen aber darf nicht allein und verabsolutierend, ja nicht einmal im Hauptgewicht das Zusammenbringen von allem, die große Kommunion gefeiert werden, obwohl sich verständigen möchten die Mathematik mit der Kunstgeschichte, die Chemie mit den Literaturwissenschaften, der Expressionismus mit der Konkreten Kunst und beide mit der mittelalterlichen Buchmalerei etwa. Doch es geht um interdisziplinäre Diskussion, von altem Wortsinn her ein Auseinanderschneiden, und um interdisziplinären Diskurs, von altem Wortsinn her ein Auseinanderlaufen, also um das hoch Differenzielle im Widerstand gegen Verallgemeinerung. Hierzu kann man viel lernen einmal von Adorno (Negative Dialektik), zum anderen von Jacques Derrida (Dekonstruktivismus).

Kunst und Forschung

Für die Projekte am von Reder begründeten Zentrum für Kunst- und Wissenstransfer spitzt sich dieser Gesichtspunkt zu auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kunst und Forschung. Hier zuvor hatte ich schon gerade mit Notieren von Adorno und seiner wissensmethodologischen Auseinandersetzung mit Max Weber kürzesten Verweis auf das angezeigt, was aus den Zügen der Verallgemeinerungsprozesse in der Forschung herausfällt und doch das Wichtigste zu sein hätte, also Adornos Ineffabile, das Unaussagbare, das Unausdrückbare, das Unableitbare, zu dem ja schließlich auch das Neue im Neuen gehört. Denn um des Neuen willen ist es zwar vom Alten vermittelt, mindestens schon neu nur im Vergleich zu ihm, dem Alten, doch bewegt sich ein Faktor der Anschlusslosigkeit darin, sonst wäre das Neue nicht neu. Schon wieder eine Begegnung mit Reder, diesesfalls mit seinem Buch zu *Forschende Denkweisen*. Ja, einig darin mit ihm: Kunst ist Forschung. Und weitere Einigkeit mit Reder darin: Und doch unterscheiden sich Züge der Kunst von denen wissenschaftlichen Forschens. Wissenschaftliches Forschen muss verallgemeinern, das tut in manchen Zügen auch die Kunst und dort fällt sie mit dem wissenschaftlichen Arbeiten auch zusammen, etwa im Arbeiten an der Zentralperspektive und der Anatomie des lebendigen Leibs in der Renaissancekunst, dem Arbeiten des Manierismus an den Metamorphosen des natürlichen Sehens und des Sehens durch die Sehprothesen, dem Arbeiten des Impressionismus an der räumlichen Wirkung der Farben, an der Dekonstruktion der Lokalfarbe. Wiederum finden sich Züge funktionaler Einordnung künstlerischer Gestaltung in die wissenschaftliche Arbeit, die Illustrationsarbeit der Forschungsexpeditionen begleitet habenden Künstler, sie erst brachten die Bilder der neuen Welten mit nach Hause. Doch bleibt der Zug des Künstlerischen gegen das Verallgemeinern in wissenschaftlicher Forschung. Der Zug zum Einzigartigen, zum Singulären, zum Unitären, zum Individualen macht eben nachhaltig den Hauptzug in der künstlerischen Forschung aus, also will Kunstforschung zu allem hin, was aus den Verallgemeinerungswaggons der wissenschaftlichen Forschung herausfällt.

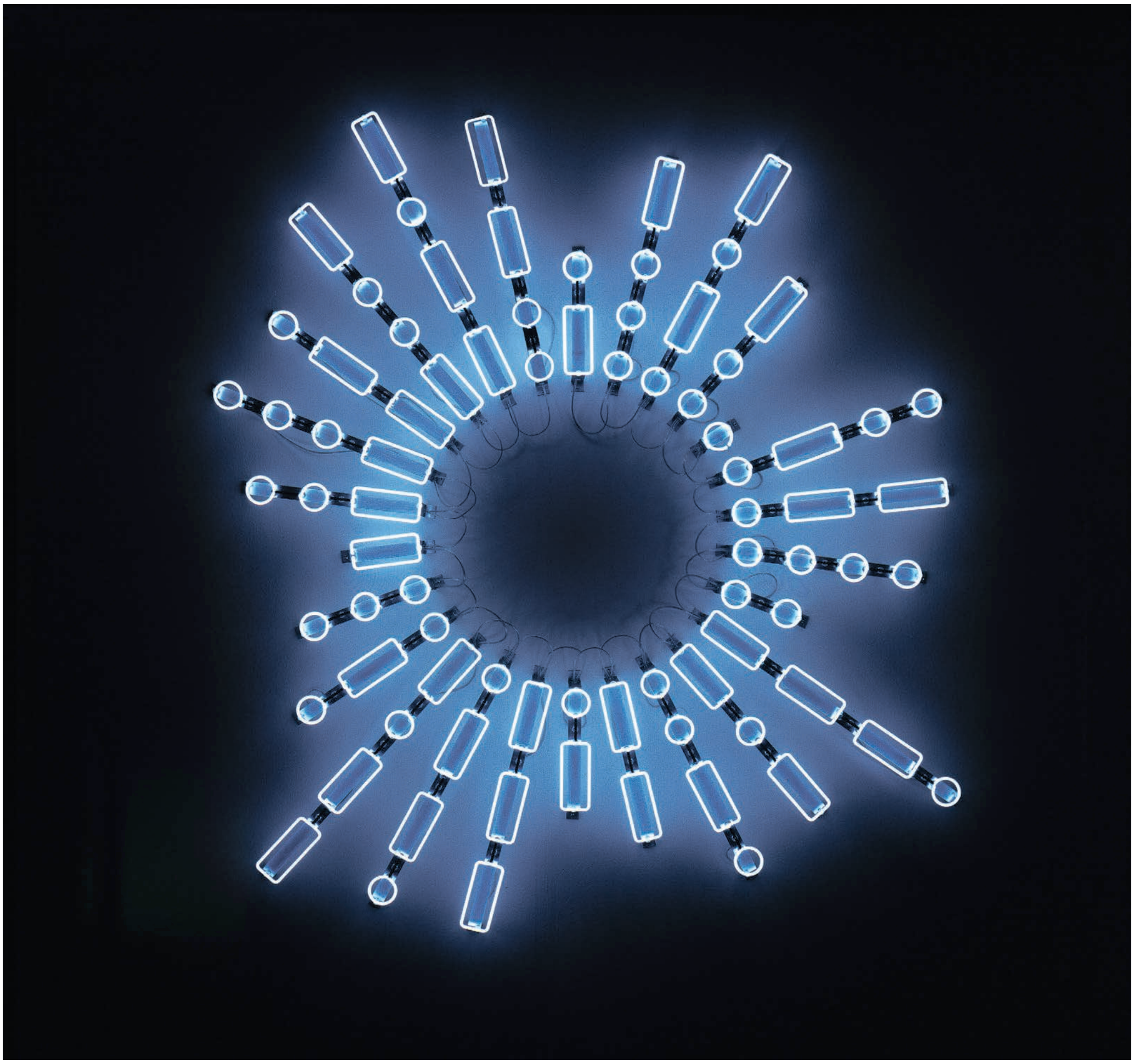
> … obwohl sich verständigen möchten die Mathematik mit der Kunstgeschichte, die Chemie mit den Literaturwissenschaften, der Expressionismus mit der Konkreten Kunst …

Reder, in *Forschende Denkweisen*, hebt das heraus durch die Auseinandersetzung mit auch international wichtig gewordenen österreichischen Künstlern im genannten Buch. Ich füge eine heute aktuell gewordene Überlegung hinzu. Es gab geistesgeschichtlich jenen von Jürgen Habermas so genannten Weg der Ausdifferenzierung der Disziplinen gemäß dem Prozess der Arbeitsteilung, der auch für die Künste sich geltend machte bis hin zur Idee der Reinen Kunst. Für die Philosophie passierte das als die laufende Ausgliederung von Fragefeldern hin zu Einzelwissenschaften, zum Schluss kamen gar Psychologie und Sprache dran, für die sich Einzelwissenschaften ausbildeten. Antwort der Philosophie auf das Ausgliedern war der Existenzialismus. Denn Wissenschaftstheorie, die allgemeinste Wissenschaft aller Wissenschaften, das war nur ein zu Empirie allein verdammtes Hinterherlaufen hinter den Wissenschaften. Der Existenzialismus wandte sich deswegen an das, was sich den Wissenschaften wegen deren Verallgemeinerungsintention entziehen musste, das Einzigartige, solchen Sinns Individuale als Forschungsgelände. Und doch kehrt auch darin das Allgemeine zurück, und zwar nun in seiner Spitzenform: Alles Existierende existiert in seiner je und je einzigartigen Existenz, das enthält doch im Spannungsbogen des Zerrisses die höchste Verallgemeinerung zum Gegenpol höchster Vereinzelung. Die Kunst unternimmt immer wieder, so überprüft das Redersche Buch, dem Zerriss des Spannungsbogens zu entgehen, indem sie wirklich das einzeln Existierende im einzeln Existierenden aufsucht und nicht in der Existenz als solcher, Diskussionsverhältnis zwischen Philosophie und Kunst. Das ist es wohl, was den aus der analytischen Sprachphilosophie Angloamerikas gekommenen Richard Rorty bewog, in großer Wende zu Wurzeln der Romantik zurückzugehen und in Folge von Schelling die Künste zum Organon des Philosophierens zu erklären. Wir müssen die Forschung auffassen als das Unternehmen, sowohl das Verallgemeinerungsfähige festzumachen wie das unableitbar Einzelne und Neue offenzuhalten. Es geht also im Forschen um ein Ineinanderwirken von Wissenschaft und Künsten gemäß ihrem Charakter des Gegenzugs zueinander.

Anmerkung zum Schlusspassus

Sicher gibt es nach dem Existenzialismus weiter Philosophie. Aber entweder sind das Wissenschaftstheorie und Sprachphilosophie, die den Einzelwissenschaften ihre Frage- und Problemfelder samt eingesetzten Methoden überprüfen, also den Einzelwissenschaften nachfolgen, oder es ist eben das Denken der komplexen Praxisbezüge von Wissen in den an Marx orientierten oder orientiert gewesenen Philosophien. Dann der Strukturalismus als Einzel-Wissenschaft kommen kann, vielmehr in sie eingehen muss und daher eine genuine philosophische Einstellung ist mit einem Hochbedeutsammachen des fantasierenden Einfalls gegen die Disziplinierung durch die Disziplinen. Und selbstverständlich die postmoderne Kritik der Aufklärung, die man unter dem Gesichtspunkt einer Kritik der Aufklärung auch mit dem Dekonstruktivismus zusammen sehen kann. Ich wollte nur notieren, dass selbstverständlich mir mit dem Existenzialismus keineswegs der Veränderungsprozess der Philosophie ausgelaufen ist. Nur votiere ich für ein neuerliches Aktualisieren des Existenzialismus. ◀

Burghart Schmidt, Jahrgang 1942, ist emeritierter Professor für Sprache und Ästhetik an der Hochschule für Gestaltung Offenbach a. M. und lehrt derzeit als Gastprofessor an der Universität für angewandte Kunst Wien.



Brigitte Kowanz, MORSEALPHABET, 1996. Neon, dm 280 cm. (Foto: Matthias Herrmann)

SpringerWienNewYork

EditionTransfer

Herausgegeben von Christian Reder

Zentrum für Kunst- und Wissenstransfer | Universität für angewandte Kunst Wien

Essayistisches Forschen

Die **Edition Transfer** ist auf forschende Zugänge ausgerichtet, in denen textliche, essayistische und visuelle Ebenen miteinander korrespondieren, um verschiedene Aspekte von Transfers – zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Disziplinen, Denkzonen, Kulturen – in analytisch-fragender Weise zu behandeln und mit Zusammenhänge herstellender Projektarbeit zu verbinden.

Christian Reder (Hg.)
Kartographisches Denken
Grafische Konzeption: Werner Korn / Lena Appl, 2012, ISBN 978-3-7091-0994-6, **€ 48,59**

Positionen zu „kritischer Kartographie", zu Weltbildern und subjektivem Mapping. Mit Text- und Bildbeiträgen von Christian Reder, Philippe Rekacewicz, Irit Rogoff, Trevor Paglen, Franz Kerschbaum, Peter Weibel, Joachim Krausse, Roland Schöny, Ernst Strouhal, Manfred Faßler, Philipp Blom, Franz Reitinger …

IN VORBEREITUNG
Cathrin Pichler, Susanne Neuburger (Hg.)
The Moderns
Wie das 20. Jahrhundert sich in Kunst und Wissenschaft erfunden hat, Grafische Konzeption: Richard Ferkl, 2012, ISBN 978-3-7091-0992-2, **€ 34,95**

„The Moderns" stellt die großen Avantgardebewegungen in der Kunst der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den wissenschaftlichen und technischen Revolutionen mit markanten Größen wie Wilhelm Röntgen, Albert Einstein und Nikola Tesla gegenüber.

Manfred Faßler
Kampf der Habitate
Neuerfindungen des Lebens im 21. Jahrhundert, Grafische Konzeption: Werner Korn, 2012, ISBN 978-3-7091-0800-0, **€ 44,95**

Weltweit entstehen Konkurrenzkämpfe zwischen global zusammengesetzten Habitaten, bestimmt durch die ihnen zugrundeliegenden bio- und info-technischen Betriebssysteme. Sie haben nur noch wenig mit Gesellschaft und Kultur zu tun …

Doris Byer, Christian Reder (Hg., eds.)
ZEICHNUNG als universelle Sprache
Werke aus Südostasien und Melanesien, Deutsch/Englisch. Grafische Konzeption: Werner Korn, 2011, ISBN 978-3-7091-0799-7, **€ 54,95**

Die von Hugo A. Bernatzik (1897–1953) gesammelten Zeichnungen aus Melanesien und Südostasien ermöglichen die Reflektion über Zeichnung als universelle Sprache zu den fundamentalen Problemen der Erkenntnis des Menschen über den Menschen.

Roman Berka
Christoph Schlingensiefs Animatograph
Zum Raum wird hier die Zeit
Grafische Konzeption Richard Ferkl, 2011, ISBN 978-3-7091-0489-7, Erscheinungstermin: Juni 2011

„Ein Standardwerk der Schlingensiefologie"
Wolfgang Kralicek, Falter, Wien

Cathrin Pichler, Roman Berka (Hg.)
TransAct
Transnational Activities in the Cultural Field / Interventionen zur Lage in Österreich museum in progress, Grafische Konzeption Ecke Bonk, Richard Ferkl; 2010, ISBN 978-3-211-99800-7, **€ 39,95**

Zeugnisse zivilen Ungehorsams gegen Schwarz-Blau. – Ein wertvolles Dokument zur Zeitgeschichte."
Gregor Auenhammer, Der Standard, Wien

Karl Wutt
Afghanistan von innen und außen
Welten des Hindukusch
Grafische Konzeption Werner Korn 2010, ISBN 978-3-211-99153-4, **€ 39,95**

„Karl Wutt, Ethnologe und Architekt wurde zum Chronisten abseits der massenmedialen Logik, die sich für Afghanistan ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des bewaffneten Konflikts interessiert."
Martin Staudinger, profil, Wien

Ernst Strouhal
Umweg nach Buckow
Bildunterschriften
Grafische Konzeption Werner Korn 2009, ISBN 978-3-211-75731-4, **€ 39,95**

„Übungen in Eleganz und Diskretion. Die Essays von Ernst Strouhal in der ‚Edition Transfer' zitieren Wunderdinge aus vielen Zeiten und Orten herbei. – Als einer der elegantesten und klügsten Essayschreiber des Landes … reflektiert er über das Leben in einer Welt, die alle Utopien eingebüßt hat …"
Christoph Winder, Der Standard, Wien

Christian Reder, Erich Klein (Hg.)
Graue Donau, Schwarzes Meer
Wien Sulina Odessa Jalta Istanbul
Grafische Konzeption Stefan Fuhrer 2008, ISBN 978-3-211-75482-5, **€ 39,95**

„Ein in seiner Materialfülle und gedanklichen Weite beeindruckendes Buch, das jetzt schon als Standardwerk zum Thema bezeichnet werden muss."
Erwin Riess, Die Presse, Wien

Irini Athanassakis
Die Aktie als Bild
Zur Kulturgeschichte von Wertpapieren
Grafische Konzeption Helga Aichmaier, Kasimir Reimann 2008, ISBN 978-3-211-75489-4, **€ 41,04**

„Eine sozialkritische Auseinandersetzung mit den Werten des globalen Kapitalismus unter Berücksichtigung gestalterischer Zugänge."
Michael Hausenblas, Der Standard, Wien

Alexander Kluge
Magazin des Glücks
Herausgegeben von Sebastian Huber und Claus Philipp
Grafische Konzeption Werner Korn 2007, ISBN 978-3-211-48648-1 **€ 33,87** *mit DVD*

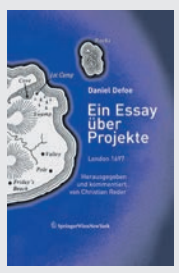
Der Band enthält Konzentrate aus dem „Magazin des Glücks", das Alexander Kluge im Rahmen der Salzburger Festspiele 2006 als „Salon zur Erforschung des Komischen" veranstaltet hat.

Hans Ulrich Reck
Das Bild zeigt das Bild selber als Abwesendes
Zu den Spannungen zwischen Kunst, Medien und visueller Kultur, Grafische Konzeption Werner Korn, 2007, ISBN 978-3-211-48960-4, **€ 34,95**

… zur gegenwärtigen Lage der Bilder …

Christian Reder (Hg.)
Lesebuch Projekte
Vorgriffe, Ausbrüche in die Ferne
Grafische Konzeption Werner Korn 2006, ISBN 978-3-211-28587-9, **€ 33,87**

„Romantiker der Tat. Christian Reder stellt Projektdenker von heute vor, von Alexander Kluge über Christoph Schlingensief und Anselm Kiefer bis zu Zaha Hadid, die das Phänomen des Projektes von unterschiedlichen Perspektiven beleuchten …"
Philipp Blom, Der Standard, Wien



Daniel Defoe
Ein Essay über Projekte
London 1697
Herausgegeben und kommentiert von Christian Reder
Grafische Konzeption Werner Korn, 2006, ISBN 978-3-211-29564-9, **€ 27,71**

„Defoes ‚Essay über Projekte' richtet sich gegen jene – Politiker, Geschäftsleute, Künstler – die die Allgemeinheit be- und ausnützen, statt ihr mit Wissen und Phantasie zu dienen …"
Stefana Sabin, Neue Zürcher Zeitung, Zürich

Manfred Faßler
Erdachte Welten
Die mediale Evolution globaler Kulturen
2005, ISBN 978-3-211-23826-4, **€ 29.-**

… über die mediale Selbstbefähigung des Menschen …

Richard Reichensperger (rire)
Literaturkritik | Kulturkritik
Herausgegeben von Claus Philipp und Christiane Zinzen
Grafische Konzeption Werner Korn, 2005, ISBN 978-3-211-22260-7, **€ 15,00**

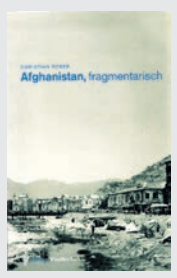
„So werde ich, glaub ich, an Richard Reichensperger denken: Einer, der alles eingefangen hat, indem er es nicht behalten wollte, sondern weitergeben."
Elfriede Jelinek in ihrem Vorwort

Christian Reder
Forschende Denkweisen
Essays zu künstlerischem Arbeiten
Grafische Konzeption Walter Pichler, 2004, ISBN 978-3-211-20523-5, **€ 27,71**

„Nahezu allein steht ein Buch zu künstlerischem Forschen mit künstlerischen Mitteln: Christian Reders *Forschende Denkweisen. Essays zu künstlerischem Arbeiten.*"
Burghart Schmidt, Wespennest, Wien

Christian Reder, Elfie Semotan (Hg.)
Sahara
Text und Bildessays
Grafische Konzeption St. Fuhrer, T. van Duyne, 2004, ISBN 978-3-211-21078-9, **€ 39,95**

„Ein wahrer Prachtband … nicht für Teetischchen sondern ein handfestes Lesebuch."
Claus Phiilipp, Der Standard, Wien



Christian Reder
Afghanistan, fragmentarisch
Grafische Konzeption Lo Breier, 2004, ISBN 978-3-211-20428, **€25.-**

„In gut recherchierten Rückblicken stellt Reder dar, dass es in der Entwicklung des Landes während des Ost-West-Konflikts durchaus andere Möglichkeiten gegeben hätte als systematisch auf Radikalisierung zu setzen."
Janet Kursawe, DAVO-Nachrichten, Mainz

Christian Reder, Simonetta Ferfoglia (Hg.)
Transfer Projekt Damaskus
urban orient-ation, 2003, deutsch arabisch, ISBN 978-3-211.00460-9, **€34.-**

„ … Vorstellungen von Orient und Moderne, Urbanität und Migration …"
Susanne Mayer, Die Zeit, Hamburg
„This project and its outcome have a significant importance at this point in time …"
Syria Times, Damaskus

Preisänderungen vorbehalten

SpringerWienNewYork

Landschaften des Wissens

Transfer – Übersetzung – Interpretation. VON PHILIPP BLOM

Auch das Grau der Donau, ihre Alltagsfarbe, verändert sich je nach Lichteinfall. Dass sie in ein als schwarz, als black hole*, bezeichnetes Meer mündet, könnte als Symbol für westliche Negation eines mythenbeladenen Raumes aufgefasst werden …*
Christian Reder, Graue Donau, Schwarzes Meer

Welt, Landschaft

Ein Fluss windet sich vor schneebedeckten Bergen, hinter denen das Licht hervorbricht wie eine verborgene Offenbarung. Das silbrige Band des Stroms führt mäandernd in die Tiefe der Landschaft, durchtrennt die Ebene mit ihren Bäumen und lenkt den Blick auf die Bergkette, deren schwarz-weiß gezackte Formen im Gegenlicht zum fließenden Wasser und den dramatisch beleuchteten, immer veränderlichen Wolken ein statisches Zentrum schaffen. Und schon ist es fast unmöglich, dieses von Ansel Adams, 1944 aufgenommene Landschaftsbild nicht allegorisch aufzufassen, als Reflektion auf den gewundenen Lebensweg, der sich durch die Ebene der Gegenwart zieht, die Berge der Verheißung und der harten Prüfungen, die jeden Wanderer erwarten, das Licht, das hinter ihnen liegt und alles in einen halb verheißungsvollen, halb bedrohlichen Schein hüllt.

Fast fünfhundert Jahre vor Adams finden sich dieselben Elemente in einem Doppelportrait von Domenico Ghirlandaio. Ein alter Mann sieht auf seinen kleinen Enkel herab. Der Greis ist vom Leben stark gebeutelt worden: das graue, schüttere Haar ist weit über die Stirn zurückgetreten, die Nase ist schwammig aufgedunsen und entstellt ein Gesicht, das früher einmal schön gewesen sein muss. Der Mann sieht zärtlich auf das Kind herab, aber es ist auch Bedauern, fast Abwesenheit in seinem Blick. Er umarmt den Kleinen, der seinerseits seine Hand auf die Brust seines Großvaters legt. Er sieht dem Alten in die Augen, fast so als wolle er ihn nicht gehen lassen. Goldblonde Locken fallen ihm auf die Schultern und er trägt eine Kappe im selben Rot wie der Mantel des alten Mannes, eine gemeinsame Farbe.

Es ist nicht sicher, wer dieser alte Mann war, aber es scheint gewiss, dass er schon tot war, als Ghirlandaio die Pappelholzbretter zusammenfügte, um ihn zu verewigen – eine Skizze zu dem Gemälde zeigt den Alten mit geschlossenen Augen, herabgezogenen Mundwinkeln und einem weißen Hemd, wohl auf dem Totenbett liegend. Im Italien der Renaissance war es im gehobenen Bürgertum modern, einen römischen Brauch wieder aufleben zu lassen, von dem schon Plinius der Jüngere berichtete, denn viele Römer hängten Wachsmasken verstorbener Vorfahren bei sich auf, ein Nachklang vorrömischen Ahnenkultes. Der Maler hat diese Tradition aufgenommen und modifiziert: der Greis hat jetzt ein leises Lächeln auf den Lippen und blickt seinen Enkel aus halbgeöffneten Augen an, ein Blick, der schon aus dem Jenseits kommt und doch ganz gegenwärtig ist. Der kleine Junge auf dem Bild, der wohl seinen Großvater ansieht, blickt also auf eine Erinnerung und in eine jahrtausendealte Geschichte, obwohl er selbst noch viel zu jung ist, das zu begreifen.

Zwischen den beiden Köpfen sieht man durch das Fenster eine Landschaft. Ein Weg zieht sich hindurch, und im allegorischen Universum der Renaissance, in der jedes Bildelement eine Bedeutung haben musste, ist klar, dass es ein verschlungener Lebensweg ist, der von der Kindheit ins Alter führt, von einer Figur zur anderen durch eine Ebene bis zu den Bergen, vom frühlingshaft aufrechten Baum über den satt grünen Hügel bis hin zum kahlen Berg in der Ferne. Es ist dieselbe Landschaft, die Adams fotografiert hat, dieselbe Landschaft, die sich, mit kleinen Abweichungen, auf unzähligen Gemälden findet.

Der kleine Junge auf dem Bild blickt also auf eine Erinnerung und in eine jahrtausendealte Geschichte.

Auf diesen Bildern der Renaissance ist die Landschaft oft, wie bei Ghirlandaio, nur durch ein Fenster zu sehen, im Hintergrund. Dabei hatte sie sich auch diesen Platz seit dem Mittelalter erst langsam erobern müssen, denn das Christentum hatte jede Beobachtung der Welt nicht nur aus der Philosophie, sondern auch aus der bildenden Kunst verbannt. Fresken in den Villen von Pompei zeugen vom großen Interesse an der Welt und der ungeheuer lebendigen Naturdarstellung der römischen Künstler. Dann aber verdrängte die weltabgewandte Erhabenheit der Ikonen, die Darstellung einer spirituellen Welt, das Interesse am Hier und Jetzt und mit den realistischen Gesichtern und natürlichen Gesten verschwand zuerst auch die Natur selbst aus der Kunst. Sie war erst wieder über die Jahrhunderte hineingewachsen in die Heiligenbilder, Madonnendarstellungen und Kreuzigungen, ganz buchstäblich, zuerst in Gestalt emblematischer Pflanzen – die weiße Lilie für die Reinheit der Jungfrau, der Baum der Erkenntnis. Langsam eroberten sich die Pflanzen mehr Raum, wenn auch nie ein Existenzrecht jenseits des Emblematischen. Das weite Land bestand aus einigen Baumsilhouetten oder Hügeln auf dem Gold der Ewigkeit, Chiffren für die Weite und Bedrohlichkeit der Welt.

Die Empathie, die wir empfinden, macht einen alten Mann und seinen Enkel zur Allegorie des eigenen Lebens.

Mit dem Anfang der Renaissance aber reicht die Hoffnung aufs goldgrundierte Jenseits nicht mehr, und Landschaften erstrecken sich, perspektivisch gemalt, bis zum imaginären Horizont, die Berge in der Ferne schimmern in hellem Blau. Ein Fenster auf die Welt hatte sich geöffnet, aber trotzdem blieb die Landschaft immer Hintergrund für die Darstellung von Herren und Heiligen, oft nichts mehr als ein allegorischer Blick nach draußen, oder auch nach innen, in den Raum der Allegorie. Bezeichnenderweise ist es ein sehr irdischer Weg ohne christliche Symbolik – es sei denn, man wolle den Baum in der Mitte als angedeutetes Kreuz sehen.

Eine Landschaft ohne menschliche Präsenz gibt es aus dieser Zeit nicht. Erst Menschen machen Land zur Landschaft, zu einer bedeutungsvollen Umgebung. Noch etwas ist auffallend: Hätte man im fünfzehnten Jahrhundert einen Maler gebeten, eine Landschaft zu malen, wäre er in sein Atelier gegangen, nicht um Pinsel und Farben zu holen, sondern um dort Entwürfe zu machen und die Arbeit zu beginnen. Die Idee, einen Landstrich bloß abzumalen, wäre keinem damaligen Künstler gekommen. Es ging ja nicht darum, irgendeinen beliebigen Anblick zu fixieren, sondern vielmehr, eine bedeutungsvolle und sorgfältig komponierte Allegorie zu erschaffen, in der alles vorhanden war: Flüsse und Städte, Ebenen und Berge, Wald und Felder, die Harmonie der Schöpfung, Weltlandschaften, wie besonders die Flamen sie immer wieder malten. Erst später wurden Landschaften als Psychogramme begriffen, die keine menschlichen Figuren benötigen, weil die Immanenz schon im Auge von Maler und Betrachter vorhanden ist, als Dialog mit einer neuen Größe im Denken: der Natur.

Domenico Ghirlandaio (1449–1494): Großvater und Enkel, 1488; Musée du Louvre, Paris.

Eros oder das Begehren

Landschaften erkunden und spiegeln unser Verhältnis zur Welt, zu dem, was um uns herum ist. Das offene Fenster im Hintergrund befreit den träumenden Geist aus seiner Isolation. Die Einsamkeit findet einen Ausweg, denn die schöne Landschaft draußen (und sie ist immer schön in diesen Bildern, nie regnet es, nie gibt ein milchiger Wiener Hochnebel den Eindruck, es gäbe keine Sonne mehr) weckt das Verlangen danach, in sie hineinzugehen, oder, wenn wir die Interpretation einen Schritt weiter verfolgen, den eigenen Lebensweg durch die Weltlandschaft weiterzugehen. Das Fenster im Hintergrund wird zur Befreiung aus der Einsamkeit des Denkens. Der Blick aus dem Fenster ist der Blick auf das eigene Leben, gleichzeitig aber auch das Verlangen, in der Welt zu sein, an ihrer Schönheit teilzunehmen, sie zu berühren und Teil von ihr zu sein.

Erst dieses Begehren zieht uns in die Welt hinein. Ein meditativer Geist

Es gibt keinen Ausweg aus dem *cogito*, keinen logischen Brückenschlag zur Welt.

kann für sich allein existieren und endlos um sich kreisen, wenn er aber die Schönheit um sich herum bemerkt, kann er sie entweder fliehen und verdammen (eine Lösung, die nur christliche Pessimisten, Brahmanen und andere Asketen gesucht haben), oder er kann ihr folgen. Die Griechen, die Unbewusstes und Unterbewusstes personalisiert in Mythen tradierten, haben diesen Instinkt für Schönheit Eros genannt, den kleinen Gott des Begehrens und der Sinnlichkeit, immer als Kind dargestellt. Ohne ihn wären wir nichts als umherirrende Nomaden, oder nicht einmal das: Ohne Eros wären wir längst ausgestorben. Unser Blick auf die Welt ist durch ihn geschärft, von ihm inspiriert, besessen.

Die solipsistische Einsamkeit des reflektierenden Subjektes zu überwinden ist schon lange eine der größten Herausforderungen der Philosophie. Ein Mann, der aus einem Traum aufwacht, in dem er ein Schmetterling war, ist entweder ein Mann, der träumte, er sei ein Schmetterling, oder ein Schmetterling, der gerade träumt, er sei ein Mann. Descartes zementierte diese Unmöglichkeit mit seinem *cogito* und versuchte ihm dann zu entkommen, indem er postulierte, dass Gott, weil er vollkommen ist, notwendig existiert und seine Kreaturen nicht belügt (kein vollkommenes Wesen könnte lügen, denn Lüge ist Unvollkommenheit), ergo kann der einsame Geist aus seinem Gefängnis entfliehen – auf Engelsflügeln sozusagen.

Dass dieser ontologische Gottesbeweis schon im Mittelalter widerlegt wurde, wusste Descartes wohl und hat frommen Lesern und Zensoren so eine Falle gestellt. Es gibt keinen Ausweg aus dem *cogito*, keinen logischen Brückenschlag zur Welt. Kein theoretisches Konstrukt kann den Gedanken vom träumenden Selbst ad absurdum führen. Das Begehren zieht uns aus uns selbst hinaus in eine Welt voller anderer Begehrender. Eros relegiert die solipsistische Isolation zum nebensächlichen Gedankenspiel, weil er nicht rationale, sondern intuitive Verbindungen schafft. Die Empathie, die wir empfinden, macht einen alten Mann und seinen Enkel zur Allegorie des eigenen Lebens.

Landschaft als Allegorie des Lebens und Erlebens kann konstruiert sein wie bei Ghirlandaio oder gefunden (vom Auge konstruiert) wie bei Adams – sie spricht dieselbe Sprache. Sie ist ein Modus des Begehrens und des Verstehens. Die Grammatik dieser Sprache verlangt nach Vereinfachung und Projektion. Ohne Vereinfachung wären wir rettungslos verloren in der Fülle der Daten, ohne Projektion hätten wir weder Ziel noch Orientierung noch Mut.

Kartenlesen

Unser hungriger Blick verbindet sich mit einer Fähigkeit, einem Spleen, der so stark ausgeprägt einzigartig ist in der Tierwelt. Unser Wahrnehmen ist stark darauf ausgelegt zu abstrahieren, Muster zu erkennen, unterschiedliche Elemente der Welt um uns herum von ihrem Sosein zu abstrahieren und für uns selbst wie auch für andere symbolisch zu repräsentieren. Alles, was wir sehen, wird zum Repräsentanten von etwas, ist metaphorisch aufgeladen, trägt in sich eine Bedeutung, die über es selbst hinaus geht, ist Symbol für etwas.

Unsere Wahrnehmung ist noch immer zutiefst animistisch. Ein Baum ist niemals nur ein Ding, das da steht. Unser gieriges, mythisch aufgeladenes Hirn setzt ihn sofort in Beziehung zu uns, ordnet ihn ein in unsere Welt; der Baum wird zum Schatten, Bauholz, Feuerholz, zum Wohnsitz von Geistern und Dämonen, zum Urbild des Friedens, Teil einer botanischen Ordnung, zum Zeichen der Hoffnung und zur Verheißung von Früchten, von Leben, von Zukunft in seinen himmelwärts strebenden Zweigen, die von der Gegenwart des Stammes mit der in die Vergangenheit eingegrabenen Wurzeln verbunden werden. Ein Universum von Sinn, Mythos und Metapher spinnt sich um jedes Objekt, entspringt unserem Bewusstsein und legt sich über die Welt um uns herum. Landkarten entstehen im Kopf.

> Mit der Lust auf ein Objekt unserer Begierde kommt die Furcht vor dem Verlust, vor dem Scheitern.

Jeder Autofahrer nutzt diesen selektiven Blick, der ihn (hoffentlich) Verkehrszeichen und Kinder am Straßenrand bewusst wahrnehmen lässt, während er den größten Teil aller Dinge da draußen aus der bewussten Wahrnehmung ausschließt. Vielleicht erklärt diese kognitive Leistung, warum Reisen mental so ermüdend sein kann. Wir müssen selbst physisch kaum noch Anstrengung aufwenden, aber die Dichte der Wahrnehmungen ist um ein Vielfaches höher, als unsere evolutionäre Konditionierung eigentlich erlaubt. Wer zu Fuß geht, sieht die Welt und ihre Veränderung in einem menschlichen Tempo. Wer sich mit 100 oder auch 50 km/h bewegt, hat das Tempo unserer natürlichen Wahrnehmung weit überschritten und muss durch Konzentration kompensieren.

> Der christliche Körperhass lebt weiter in Hollywood-Filmen, in denen man keinen nackten Körper sehen darf, wohl aber einen Körper, der zu Tode gefoltert wird.

Der selektive Blick arbeitet durch Symbole. Er reduziert auf das, was für die verfolgte Absicht wesentlich ist. In einem zweiten Schritt der Abstraktion (auf zwei Dimensionen) wird eine Landschaft so zur Landkarte.

Eine Landkarte, auf der alles verzeichnet ist, ist schlimmer als nutzlos. Ein Kartograf muss Entscheidungen treffen, wie der Künstler auch. Kein Postamt, kein Schloss und keine Tankstelle sieht so aus, wie sie auf einer Karte wiedergegeben ist. Trotzdem versteht jeder Mensch, der diese Karte benutzt, dass hier nur ein Symbol steht, dass hier nicht die verworrene Realität in allen Details gezeigt wird, sondern eine Version, die sie überschaubar und nutzbar macht. Keine kartografische Fiktion ist schlüsselhafter als der Londoner U-Bahn-Plan, der die riesige und verwirrende Stadt auf die Größe einer Hand reduziert und buchstäblich erfahrbar macht, obwohl oder weil er keinerlei repräsentative Verbindung mit der topographischen Realität des Dargestellten hat.

Eine Landkarte ist für uns deswegen lesbar, weil wir die symbolische Darstellung in zwei Dimensionen auf die dreidimensionale Welt um uns übertragen können (so wie uns auch ein zweidimensionales Feld mit Farbflecken einen dreidimensionalen Raum und eine menschliche Tragödie suggerieren kann), und in einem gewissen Sinne ist jedes Bild, das wir uns von der Welt machen wie eine Landkarte: es vereinfacht, damit wir bestimmte, nützliche Informationen schneller zur Hand haben. Es gibt Landkarten für Autofahrer, Wanderer, Militärstrategen, Vogelliebhaber, Geologen, Wetterexperten, Kanalbauer, Sextouristen, Bahnreisende.

Diese sehr aktive Wahrnehmung, die immer schon etwas in die Welt hineinträgt, hat uns erlaubt, die Welt zu beherrschen und konzeptuell zu organisieren, aber sie steht unserem Verständnis genau so oft im Wege. Wir sehen überall Sinn und Struktur (eigentlich sollte man sagen: wir sehen überall Sinn und Struktur *hinein*), und es ist jenseits unserer so fruchtbaren Vorstellung, unseres instinktiven Zugangs zur Welt, dass Sinn und Struktur unsere Konstrukte sind, dass sie ohne uns nicht existieren in der Welt, dass wir es sind, die der Welt einen Sinn geben, sei es in Form eines verrottenden Stückes Holz, eines Sonnenuntergangs oder unseres eigenen Lebens. Sinn existiert in uns, weil er eine Kategorie unseres Denkens ist, weil wir ihn in die Welt hineintragen. Die Welt da draußen enthält keine Ideen, sie spiegelt unser Bewusstsein nur auf uns selbst zurück und in diesem Spiegelbild sehen wir, was wir sehen wollen. Wie der Kunsthistoriker Ernst Gombrich sagte: Die Wahrnehmung ist kein Eimer, in die Dinge hineinfallen, sie ist ein Scheinwerfer, der in der Dunkelheit der Welt aktiv sucht und selektiv findet.

Der hungrige Blick eines metaphorischen Tieres Homo sapiens fällt in die Welt, sieht Land vor sich und macht eine Landschaft daraus, ein bedeutungsvolles Universum, das menschliche Kategorien repräsentiert. So wird ein Flusstal zum Lebensweg, eine Ebene zum Abbild der Schöpfung. So werden Windmühlen zu fürchterlichen Feinden und wir alle zu Don Quijote, der dem pragmatisch runden Sancho Panza neben sich viel zu selten zuhört.

Symbolische Wahrnehmung ist Reduktion, Vereinfachung, Verarmung und damit Nutzbarmachung. Eine Landkarte ordnet die Welt nach der Grammatik des Sehens, schafft Allegorien des Erfahrbaren. Um Eindrücke zu kommunizieren, müssen wir wieder eine Grammatik wählen, ein symbolisches Medium. Jedes dieser Medien kann einzelne Aspekte einer Wahrnehmung besser kommunizieren als andere, jedes hat seine besonderen Schwächen. Mit der Wahl des Mediums wählen wir die Färbung, die Nuancen und die Begrenzungen unserer Botschaft, die dann auf andere kognitive und mentale Horizonte trifft, in denen der Prozess von vorne beginnt. – Es ist eigentlich ein Wunder, dass wir überhaupt kommunizieren können.

Projektionen – Geschichten

Die Motivation dieser symbolischen Darstellungen, das Sich-Orientieren in der Welt, entsteht aus dem Konflikt zwischen unserem erotischen Blick (die Fülle, das Begehren) und der Erfahrung des Scheiterns. Eros lässt uns begehren, unsere Erfahrung kann uns daran verzweifeln lassen.

Mit der Lust auf ein Objekt unserer Begierde kommt die Furcht vor dem Verlust, vor dem Scheitern. Eros zieht mich hinein in eine Welt, die mir in dem Moment entsteht, in dem sich meine Vorstellung an dem Vorgefundenen entzündet, Eindrücke und Resonanzen einander hell lodernd oder tief glühend beleuchten. Wie jedes Feuer verzehrt auch dieses seinen Ursprung, und damit beginnt der zweite Schritt. Das brennende Verlangen verzehrt seinen Träger, denn es zieht uns in den Strudel der Zeit. Es macht uns zum Sklaven unserer Wünsche und Begehrlichkeiten und lässt uns ernüchtert oder verzweifelt zurück.

Wer nach etwas verlangt, wird finden, dass es oft unerreichbar ist, und wenn er es erreicht, wird er feststellen, dass es nicht ist, was er erhofft hatte, dass es nicht so glücklich macht, dass es die Magie verloren hat, ein Leben zu transformieren. Wer verlangt, erfährt Scheitern und Unmöglichkeit, Vergeblichkeit, Verlust; wer begehrt, muss erfahren, dass wir oft die falschen Wünsche haben, dass alles nicht so einfach ist, dass Begehren dazu verleiten kann, Freunde zu verraten, gleichgültig zu sein gegenüber dem Leiden anderer, selbst verraten zu werden. Wer begehrt, muss irgendwann auch bedauern: Dinge, die er nicht erreicht hat, und andere, die er erreicht hat, aber nicht mehr schätzen kann, Dinge, die er zerstört hat und andere, die ihn beschädigt haben.

> Die Erbsünde und die Erlösung sind zu finanziellen Größen geworden.

Um uns über die namenlose Angst hinwegzuhelfen und um uns selbst zu überreden, dass es sich angesichts der sinnlosen Zufälle und des überall verbreiteten Chaos trotzdem lohnt, weiterhin zu versuchen, kein sinnloses, ebenso chaotisch dahintreibendes Leben zu leben, müssen wir uns Geschichten erzählen. Geschichten kartografieren unsere Hoffnungen und Ängste. Wie andere Landkarten auch reduzieren sie die erfahrbare Wirklichkeit. Im Gegensatz zu ihnen bilden sie nicht ab, was ist, sondern (wie die Landschaften der Renaissance) was sein soll oder (wie die apokalyptischen Landschaften des Jüngsten Gerichts) was nicht sein darf. Sie projizieren unser Begehren in eine gleichgültige Welt und machen sie erst begehbar, schaffen eine Handlung mit Anfang, Mitte und Ende, Gerechtigkeit. Jeder Geschichte liegen Werte zu Grunde, jede Geschichte ist eine Handlungsanleitung, ein Votum gegen das Chaos der Erfahrung.

Geschichten sind kontrafaktische Landkarten unseres Lebens. Ihre in die Welt hineinprojizierte Richtung aber hat ihre Tücken: sie dramatisiert Werte und zeichnet Wege vor, schafft aus diesen Werten heraus Realität, weil sie unsere Wahrnehmung und unser Handeln färbt und mitbestimmt. Ein Beispiel: Die christliche Geschichte bestimmt uns nach wie vor, auch wenn das nicht mehr offensichtlich ist. Am Anfang steht die Erzählung vom leidenden Gott, von der Erbsünde und der notwendigen Erlösung. Die Werte, die hier dramatisiert werden, sind das Leiden als Katharsis, das Hoffen auf Erlösung im Jenseits, der Kampf gegen das sinnliche Begehren, der Hass auf den Körper und die Überhöhung eines Geistes, der an der transzendentalen Wahrheit teilhat. Wer nicht begreift, dass er in einer Geschichte lebt, dem wird sie zum Gefängnis.

Im Kerker der Theologie

Es ist nicht schwer zu sehen, wie diese Werte uns noch immer bestimmen. Von unserer dominanten philosophischen Tradition (Descartes, Kant, Voltaire, Rousseau) aller religiösen Konnotationen entkleidet beherrschen sie uns noch immer. Der christliche Körperhass lebt weiter in Hollywood-Filmen, in denen man keinen nackten Körper sehen darf, wohl aber einen Körper, der zu Tode gefoltert wird. Die Jenseitigkeit lässt uns unsere Zukunft immer noch als Erlösung oder Apokalypse wahrnehmen und hält die Illusion wach, wir müssten unser Begehren verleugnen, um unseren Geist zu reinigen. Unsere kulturellen Reflexe sind noch immer theologisch, noch immer auf eine metaphysische Wahrheit gerichtet, die wir analytisch längst hinter uns gelassen haben. Es ist leicht zu verstehen, warum: wir wollen die Sicherheit einer objektiven Wahrheit. Das Leben mit bloßen Geschichten scheint zu prekär, zu willkürlich, es verletzt unser narzisstisches Verlangen nach Sinn.

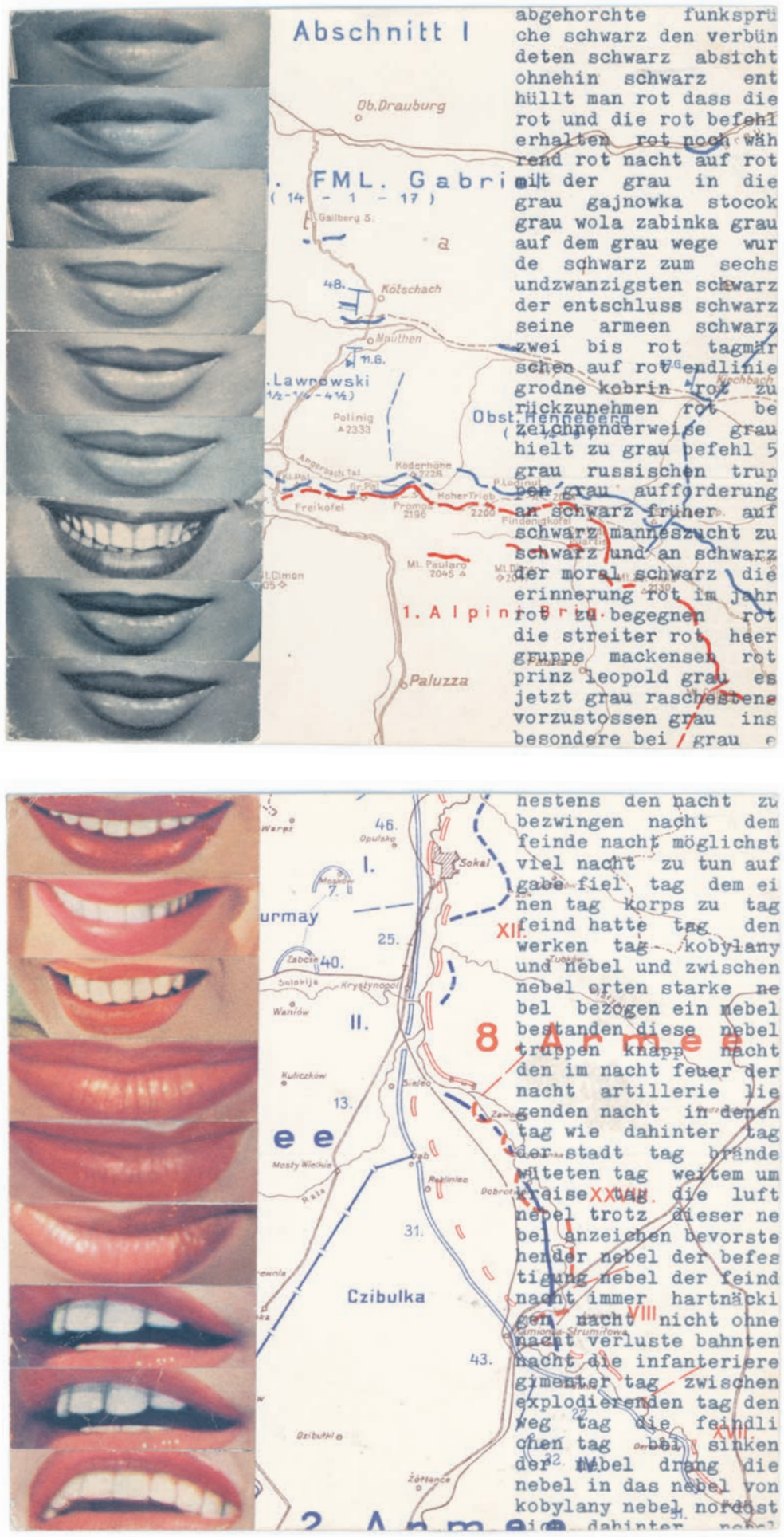
In unserer sexualisierten Alltagskultur zeigt sich der Zerrspiegel des christlichen Narrativs und seiner Werte. Der Markt (das neueste theologische Konstrukt einer abstrakten Wahrheit, die uns beherrscht) ersetzt die Hand Gottes in der Geschichte durch den Glauben an Angebot und Nachfrage und die alte Hoffnung auf Erlösung durch das Streben nach Reichtum. Die Identifikation von Wohlstand mit Tugend ist ein Enkel der Calvinistischen Erwählungstheorie, die postuliert, dass Gott seinen Wohlgefallen zeigt, indem er seinen Erwählten Reichtum gewährt. Den Armen ist nicht nur die Teilhabe an dieser weltlichen Glückseligkeit verwehrt – sie haben ihr Elend verdient. Die Erbsünde und die Erlösung sind zu finanziellen Größen geworden. Unsere Schuld hat sich entmoralisiert und in Schulden verwandelt, die wir nicht mehr vor unserem Schöpfer oder vor einander haben, sondern vor Institutionen wie Banken oder Kreditkarten-Firmen.

Ob als Individuum oder im Kollektiv: Wir können uns nicht aussuchen, ob wir uns Geschichten über uns selbst erzählen wollen, aber wir können zu einem gewissen Grad entscheiden, welche Geschichten wir erzählen. Die Landkarte, die wir in der Hand halten, und die Geschichte, die wir uns erzählen, führt uns ins Leere, in die Zerstörung menschlicher Potenziale und biologischer Vielfalt. Sie treibt Raubbau an uns allen.

Der alte, vom Leben gebeutelte Patrizier in Ghirlandaios Portrait blickt mit halb erblindeten Augen in die Zukunft. Es liegt an den Enkeln, neue Wege durch die Landschaft ihrer Biografie zu finden und zu erkennen, dass Landkarten willkürlich Ausschnitte aus dem chaotischen Reichtum der Erfahrung zeigen, dass Geschichten Ziele weisen, die sie erkennen und gestalten können. ◀

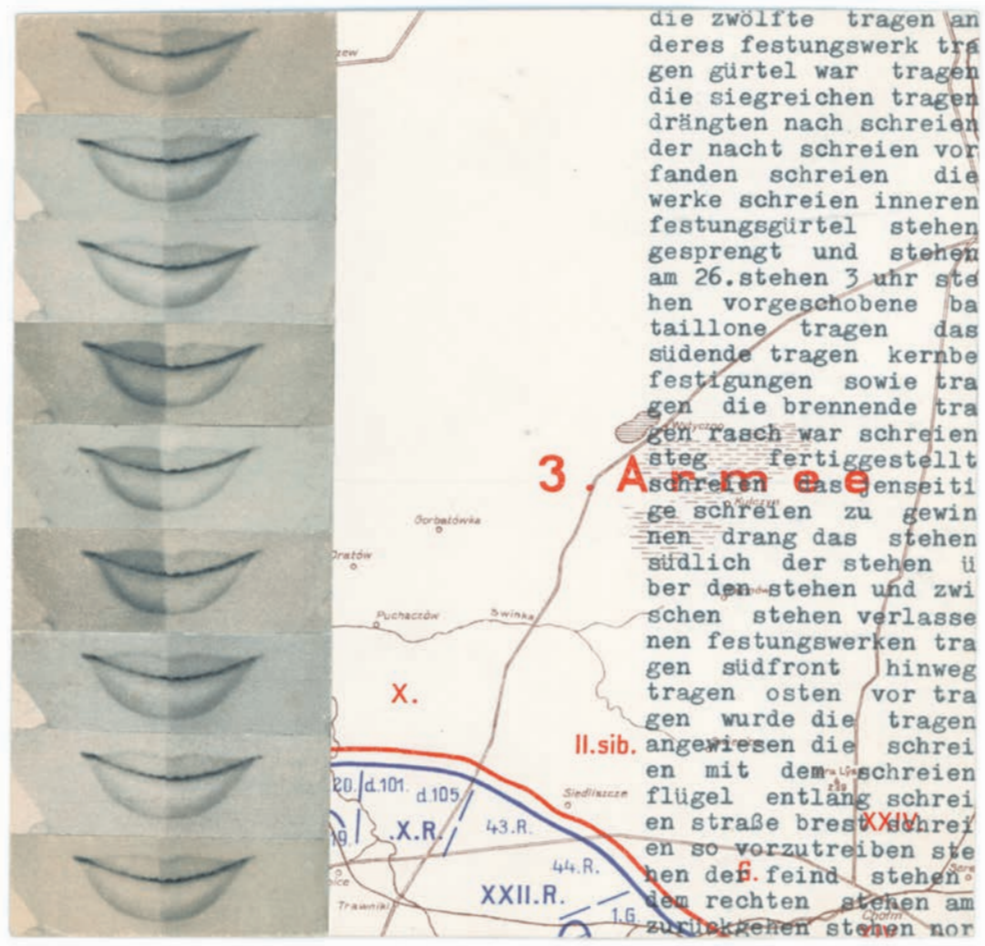
Philipp Blom, geboren 1970 in Hamburg, lebt als Schriftsteller und Journalist in Wien. Zuletzt erschien seine Studie Böse Philosophen *(Carl Hanser, 2011) über die radikale Aufklärung im Vorfeld der Französischen Revolution.*

kobylany-studie friedrich achleitner oktober 1958



abgehorchte funksprüche schwarz den verbündeten schwarz absicht ohnehin schwarz enthüllt man rot dass die rot und die rot befehl erhalten rot noch während rot nacht auf rot mit der grau in die grau gajnowka stocok grau wola zabinka grau auf dem grau wege wurde schwarz zum sechsundzwanzigsten schwarz der entschluss schwarz seine armeen schwarz zwei bis rot tagmärschen auf rot endlinie grodne kobrin rot zurückzunehmen rot bezeichnenderweise grau hielt zu grau befehl 5 grau russischen truppen grau aufforderung an schwarz früher auf schwarz manneszucht zu schwarz und an schwarz der moral schwarz die erinnerung rot im jahr rot zu begegnen rot die streiter rot heer gruppe mackensen rot prinz leopold grau es jetzt grau raschestens vorzustossen grau ins besondere bei grau e

nestens den nacht zu bezwingen nacht dem feinde nacht möglichst viel nacht zu tun aufgabe fiel tag dem einen tag korps zu tag feind hatte tag den werken tag kobylany und nebel und zwischen nebel orten starke nebel bezogen ein nebel bestanden diese nebel truppen knapp nacht den im nacht feuer der nacht artillerie liegenden nacht in denen tag wie dahinter tag der stadt tag brände müteten tag weitem um kreise tag die luft nebel trotz dieser nebel anzeichen bevorstehender nebel der befestigung nebel der feind nacht immer hartnäckigen nacht nicht ohne nacht verluste bahnten nacht die infanteriergimenter tag zwischen explodierenden tag den weg tag die feindlichen tag bei sinken der nebel drang die nebel in das nebel von kobylany nebel nordost



die zwölfte tragen anderes festungswerk tragen gürtel war tragen die siegreichen tragen drängten nach schreien der nacht schreien vorfanden schreien die werke schreien inneren festungsgürtel stehen gesprengt und stehen am 26.stehen 3 uhr stehen vorgeschobene bataillone tragen das südende tragen kernbefestigungen sowie tragen die brennende tragen rasch war schreien steg fertiggestellt schreien das jenseitige schreien zu gewinnen drang das stehen südlich der stehen über den stehen und zwischen stehen verlassenen festungswerken tragen südfront hinweg tragen osten vor tragen wurde die tragen angewiesen die schreien mit dem schreien flügel entlang schreien straße brest schreien so vorzutreiben stehen der feind stehen dem rechten stehen am zurückstehen stehen nor

Friedrich Achleitner, kobylany-studie, 1958. © mumok wien

Granular denken

VON MANFRED FASSLER

„Nur so zum Mitdenken" ist eine sich wiederholende Einforderung, eben das zu tun: zu denken. Christian Reder fordert nicht auf, zu denken. Er fordert ein. Er hofft, dass man sich selbst dabei ertappt, beobachtet und erfreut. Man muss schon selbst mitdenken, vordenken, um dabei zu sein. Belehrung ist ihm fern, obwohl er sich immer in politisch-institutionelle Zusammenhänge begab, die belehrten, anwiesen, regulierten. Nicht, weil ihn die Macht anzieht, sondern Machtinhaber mehr wissen wollten, als die Aktenlage hergab. Der Ärger, die Enttäuschungen des Beraters waren damit festgelegt: sobald ein Ergebnis des Mitdenkens aktenfähig war, verwaltungstechnisch, parteilich angewiesen werden konnte, genügte es – den Auftraggebern. Es war und ist dieses vertraglich gespaltene Verhältnis von Auftraggeber und Ratgeber, die Schizophrenie eines Verwaltungskapitalismus, den nicht mehr seine selbsterhaltenden Zusammenhänge interessieren, über die wir oft sprachen. Aversionen gegen beratungsresistente Politik, Wissenschaft und politisierende Kunst färbten die Spannungen in den Jahrzehnten, seit wir uns kennen lernten (das war März 1995). Er sucht sie nicht, die Spannungen und Machtkämpfe, verweigert sich diesen auch nicht. Er versucht im Ratschlag das zu retten, was ihm wichtig ist: kooperatives Denken, granulares, ergebnissuchendes, ergebnisoffenes Denken. Und er möchte dabeibleiben, wenn weiter gedacht wird, wenn seine Anstöße mitgedacht werden. Die individuelle Figur des beteiligten Beraters ist so entstanden. Sie grenzt sich schroff vom unbeteiligten, professionalisierten Rationalisierungsberater ab. Dass er dabei Veränderungen bewirken und erreichen will, treibt ihn an. Lassen sich Veränderungen des Denkens, des Handelns, der Bürokratien nicht bewirken, so fallen sie in die Verantwortung des beteiligten Beraters zurück – oft genug dann aber außerhalb des machtpolitischen Gemurmels. Und der Berater, wissenschaftliche Denker, kunstbegeisterte Intellektuelle, der politische Mensch Christian Reder nimmt diesen Veränderungsethos an, immer wieder, immer wieder anders, nachfragend, einfordernd, nervös und sicher, da es keine festen Ziele, kein Ende des Denkens, Wissens und künstlerischen Schaffens gibt. Er setzt sein Denken stets neu zusammen, thematisch, kooperativ, ergebnisbezogen. Geht es dabei um Transfer oder Transformation? Uns interessierte die Suche nach den Veränderungen von Denkweisen. Grob- und feinkörnige Argumente, immer wieder anders gruppiert, neu befragt und in Veranstaltungen, Seminaren, im internationalen Forschungsnetzwerk Anthropologie des Medialen / FAMe < www.fame-frankfurt.de > mit Doktorandinnen und Doktoranden besprochen, schufen Kooperation und Freundschaft.

Mit diesem Beitrag greife ich diese Art des Denkens auf, diese Umsicht der beratenden Erwartung und Einforderung, dass der andere mit-denkt. Dieses Denken in kleinen kooperationsfähigen Realitätskernen beharrt auf Antwort, Reaktion, Veränderung. Es verwirft nicht Realität, verzichtet nicht auf Erklärung, nicht auf umsichtige sachliche Aufklärung. Damit entsteht ein pragmatisches Gegengewicht zu sklerotischen, unbeweglichen Institutionen. Zugleich entzieht sich dieses „nur so zum Mitdenken" der Befürchtung, jede soziale, ökonomische, kognitive, ästhetische Eigenheit verlöre sich in globaler Flexibilisierung der Berufe, der Wissensbestände und Beziehungen. Es fordert grob- und feinkörniges Denken ein, Anpassungs- und Widerstandsfähigkeit, die Bereitschaft, sich von politischen und administrativen Selbstüberschätzungen und Selbsterhöhungen fern zu halten.

In den Informationsströmen und den vernetzten Flows, die die Welt seit dreißig Jahren massiv verändern, gibt dieses granulare Denken der Subjektivität eine geistige, reflexive, änderungssensible Gestalt. Christians Denkweise ist ein Zeitzeichen, in vielen Prozessen erzwungen, aber vor allem mit Beharrlichkeit entwickelt und eingesetzt. Die Nachricht ist: In der verändernden Denkweise liegt die sich beteiligende Beratung.

> Ein öffentlicher Raum, der als Vorzimmer von Parteien und Parlament funktioniert, ist bislang im Internet nicht erkennbar.

Dies ist nicht nur symptomatisch für veränderte Kommunikationsmuster und -bedürfnisse. Es ist, gerade weil es individuell erfolgt, ein Marker für die erheblichen Veränderungen des Legitimationspools von Demokratie: Veränderung der Zusammensetzung von Öffentlichkeit. Sie ist nicht mehr organisch zusammengesetzt, wie es J. Habermas und die große Zahl seiner Mitmacher in der Idealisierung angesichtiger Interaktion behaupten. Keine gemeinsamen Symbolrepertoires schützen deren Struktur und Funktion. Meinungs- und Handlungsöffentlichkeiten bilden sich in anorganisch, sozio- und medientechnisch zusammengesetzten Netzwerken aus, in denen die Kooperation die Kohäsion ersetzt; – der aktuelle Beitrag die geplante und regulierte Arbeitsteilung ersetzt. Oder auch: die variationsreichen Projekte lösen sich von den trägen Produktions- und Marktimperien der Moderne. Kein Strukturwandel steht an, sondern ein vielförmiger Verfassungswandel der Welt.

1.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts sei man sich des Sieges der Massen sicher gewesen, schrieb S. Moscovici 1986. An seinem Ende fände man sich ganz im Bann der Führer: Mao, Stalin, Mussolini, Tito, Nehru, Castro; – Hitler, Pol Pot, Duvalier, Franco, Griechische Obristen, Militärdiktaturen in Argentinien und Brasilien nicht zu vergessen. Man könnte es wieder versuchen: Am Anfang des 21. Jahrhunderts ist man sich des Sieges von digitalen Netzwerken, mobilen virtuellen Sozialitäten, kollektiver Intelligenz, globaler Wissensökonomien sicher. Was wird am Ende stehen. Oder bescheidener: Was am Ende des zweiten Jahrzehnts?

Wir erleben, dass Veränderungen in Produktions-, Entwurfs-, Regelungs-Verteilungsbereichen nicht nur hier und heute Gestalt annehmen. Wir erleben, dass diese rasch wieder verschwinden und dass sie unsere Gewohnheiten, alltäglichen Regelungen, unsere Interaktionsprofile und Kommunikationsformate verändern. Neurophysiologen drücken dies so aus: Die Neuroanatomie verändert sich kaum, die Neurofunktionalitäten aber erheblich. Neue Aufmerksamkeitsökonomien, neue Aufmerksamkeitsdefizite entstünden. Damit sind wir selbst Akteure der Gestaltung, der Veränderung, des Selbstzweifels – wie wir es immer sind. Mischungen aus Dramen und Neugier, Ratlosigkeit und Spaß, Anpassung und Entwerfen sind entstanden. Immer häufiger lässt sich lesen, dass die lebenden Generationen nicht nur neuer Regeln des Zusammenlebens bedürfen – worüber noch zu sprechen sein wird –, sondern dass sie, also wir, neue Gesetze des Sozialen erzeugen, weil wir neue biotechnische Zustände erzeugen.

Epigenetische Forschungen zeigen auf, wie sich unsere Umwelten nicht nur in unseren Körpern einschreiben, diese beeinflussen. Wir kennen dies durch Stressforschung oder sogenannte Ess- und Berufskrankheiten. Auch die Art und Weise, wie wir denken, also denkend handeln, denkend Informationen konsumieren, produzieren, visuell, akustisch, taktil interagieren, verändern Kooperationsfähigkeit, Erwartungshaltungen, Bindungsfähigkeit und Bindungsart. Wer hat nicht schon seine Liebe und Zuneigung per SMS verschickt oder wenigsten seine Meinung per Mail mitgeteilt, sich in einem Blog geäußert, persönliches über GMX verschickt, browsergestützt gespielt oder einfach telefoniert und einen Brief geschrieben.

Immer deutlicher wird, dass soziologische Forschungen nicht genügen, dass soziotechnische, biotechnische, neurophysiologische, ästhetische und anthropologische Bedingungen des Menschen erforscht werden müssen, um z.B. (i) die rasante informationstechnologische Ausbreitung mit über 1000 % Wachstum der Geräte und Nutzerpopulationen in zwei Jahrzehnten, (ii) die globalen Vernetzungen von Offline-Online-Habitaten, (iii) die weltweit genutzten Visualisierungen von Datenströmen, Twitteraktivitäten, Netzwerkintensitäten und etlichem mehr zu erklären.

Selbst wenn ich die Liste auf tausend Posten ausweiten würde, ergäbe das keinen Hinweis darauf, dass irgendein Zusammenhang von selbst liefe. Richtet sich die Frage nach „public space" / öffentlichem Raum an Demokratie, so wird man nach den Infrastrukturen von Beteiligung, Meinungsäußerung, Meinungsspeicherung, offenen Diskussionsforen, von Beiträgen, Korrekturen, vorläufiger Themenfindung fragen müssen. Es sind nicht mehr vorrangig Parteien, die Gruppen integrieren und sie zu ihren Flügeln machen. In scheinbar zufällig organisierten Netzwerken entstehen Themenparks, Seismographen von Unmut, Trends für Mode, werden Hotels, Nudelsorten, Reiserouten, Lehrer gewertet, gerankt oder beleidigt, formieren sich Ausblicke für Entwicklungen und Politikoptionen, und es entstehen Einspruchs- und Anspruchsgewohnheiten, die politisch sind, nicht aber Partei, nicht Parlament.

Zunächst lässt sich sagen: Ein öffentlicher Raum, der als Vorzimmer von Parteien und Parlament funktioniert, ist bislang im Internet nicht erkennbar. Überhaupt lassen sich informationstechnologische Netzwerke auf keine Vorzimmerfunktionen einschränken. Sie bilden in sich die Regelsysteme für weltweit neue Verfassungsbereiche aus. CyberPolice, CyberLaw und CyberWar dokumentieren dies von Seiten klassischer Ordnungs- und Sicherheitspolitik. Diskussionen über Informationsethik, Rechtsordnungen wie Habeas Data, die vorrangig nachdiktatorisch in Lateinamerika der 1980er und 1990er Fuß fassten, oder E-Democracy und informationelle Selbstbestimmung auf EU-Ebenen reagieren rechtssystematisch darauf. Dies sind wichtige Schritte, und sie reichen nicht aus.

Kehren wir die Frage um: Bergen die vernetzten heterogenen Netzwerke eine neue Welt von Politiken in sich? Nehmen sie außerhalb der Netzwerke entstandenes granulares Denken auf? Sind die Cyberspaces, also die technologischen Infrastrukturen intensiver, verändernder Wechselwirkungen, Produzenten und Heimat einer neuen Art des Denkens, des Wissens? Ich stelle mich auf die Seite der kybernetischen Raumstrukturen. Allerdings tritt dann eine Menge neuer Fragen auf.

2.

Befremdend an manchen aktuellen Diskussionen ist, dass es einen Bereich gibt, der sich als Felsen in der informationstechnologischen Brandung selbst inszeniert – und dabei auch von Wissenschaftlern unterstützt wird: repräsentative, parlamentarische, parteidisziplinierte Politik. Ich werde hier kein Politik-Bashing versuchen, dafür ist das Thema viel zu wichtig für unser kommendes demokratisches Leben. Informationsströme mit Demokratie zu verbinden, ist nicht wirklich neu.

> Mit Datentechnologie *umzugehen* heißt, sich in einem Netzwerk als Gruppen-Agent bewegen zu können.

Allerdings, vor 15 Jahren formulierte sich dies in der „Declaration of the Independence in Cyberspace" von John Perry Barlow anders als vor zehn Jahren in „Informationsethik" und E-Governance der EU, vor fünf Jahren anders als in London auf der „Conference on Cyberspace" vom 1.-2.11.2011. Dies sind inzwischen „offizielle Ansätze", mit denen die institutionell verfasste Politik auf ein sehr dynamisches Dreieck von Legitimationsstrukturen reagiert. Dieses Dreieck besteht aus (i) weitgehend lokal-, national- und innenpolitisch formuliertem Legitimationswerben (das betrifft alle Wahlen in allen Staaten), (ii) aus global-politischer Legitimationserwartung, die eher wie eine Freistellungslegitimation wirkt, da es keine inhaltlich detailgenauen Argumentationen gibt (z.B. für G 8 – G 20, für UN, für Internetpolitik und zum Teil für EU) (iii) sowie aus einer Legitimationspragmatik von derzeit 2,8 Milliarden vernetzten Menschen, die in die Millionen gehende vernetzte Projekte-Populationen bilden, die sich darum bemühen, Beteiligung, Teilen, Beitragen, Peer 2 Peer, Open Knowledge und etliches mehr in eine diskutierbare Ebene zu bringen. Ziel ist es, eine zivilisatorische Demokratieidee zu erreichen. Über 41.000 Local Area Networks, über 100 Milliarden Websites, 300 Milliarden E-Mails 2010, ca. 1,4 Milliarden Menschen, die derzeit eine Global Middle Class bilden, „the emergence of the global brain, which consists of all the humans connected to each other" (Yuri Milner) weisen darauf hin, dass die lokalen, repräsentativen Demokratien längst massive Konkurrenz durch verteilte partizipative Demokratie-Communities bekommen haben. In ihnen sind die Regelungen von Me-We-Balances entscheidend.

3.

Erkennbar ist, dass die Informations- und Machtströme sich auf die globale Freistellungslegitimation und global-vernetzte Legitimationspragmatik konzentrieren. Der Demokratieklassiker: das innenpolitische Legitimationswerben, verliert immer mehr, und zwar rasch, an Einfluss auf die erstgenannten, oder hat gar keinen Einfluss.

Deutlich sind Legitimations- und Legalisierungsverschiebungen. Die 150 Jahre nationaler Innenpolitik sind konfrontiert mit Umrissen globaler Innenpolitiken. Nicht die „Utopie der kommenden Postdemokratie" (M. Seemann) bestimmt die Netzwerke aus Online-Offline-Habitaten. Auch nicht die von R. Kurzweil angekündigte „Singularität", in der jeder Bedeutungsunterschied in der digitalen Infrastruktur verschluckt und verhindert wird. Im Gegenteil: Eines der beeindruckendsten Ergebnisse von Forschungen über Netzentwicklungen der letzten Jahre ist das Faktum, dass es keinen Demokratieverzicht gibt. Umgekehrt wird die mitbestimmende Aushandlung von Inhalten, Entscheidungen, Bewertungen, Hierarchisierungen innerhalb der Foren, Blogs, Social Networks durchgängig hervorgehoben. Sicher lässt sich ebenso deutlich feststellen, dass die Abstände zu „imagined communities", also Gesellschaft und deren repräsentativen Formen, groß sind.

4.

Veränderte Bedingungen der Selbstorganisation und Selbsterhaltung erfordern eigene Infrastrukturen und Modelle. Merkmal dieser Veränderungen ist die Karriere des Nutzers / des Users. Nun ist *User* ein eindimensionales Wort. Mit ihm wird allein die Tatsache angesprochen, dass ein Mensch in bestimmt auswählender Weise mit der Fertigware Software und der Halbfertigware Information umgehen kann. User sind Jugendliche, Erwachsene, Designer, Spieler. Für sie ist ‚Nutzung' Arbeit, ob im Crowdsourcing oder Clickworking, sie werden überwacht oder überwachen. Mit Datentechnologie *umzugehen* heißt, sich in einem Netzwerk als Gruppen-Agent bewegen zu können. Und was ist außerhalb dieser Zeit? Was ist er dann? Nicht-User oder doch Nachbarin, Freund, Konkurrentin, Kleingärtner, Hobbymalerin, Fußballer, Schwimmerin? Der Unsinn mancher Netzdiskussionen besteht darin, dass sie sich auf Netzwerke beschränken und die komplexe Biologie des Menschen, die sich technologische Verwandte leisten kann, in der Physik versickern lassen. Nach dem Übermenschen die Überphysik? Ray Kurzweils „Singularität" weist in diese Richtung. Die rückbezüglichen Wechselwirkungen fantastischer menschlicher Physiologie und handfertiger oder gemachter Umgebung sind unhintergehbar. Deshalb betone

ich koevolutionäre Dynamiken und die Zusammensetzungen von Offline-Online-Habitaten, von Lebenszeit-Echtzeit-Zusammenhängen. Beides, Habitate und Zusammenhänge belassen jegliche Verantwortung für Selbsterhaltung beim Lebewesen Mensch. Möglich, dass diese Selbsterhaltung nur in einer klar bestimmten zivilisierenden Distanz zu den biotechnischen Verwandten erreicht werden kann. Also Abstand zu der informationellen Mobilmachung durch kulturell völlig unspezifische Datenbestände. WikiLeaks oder Cultural Hacking sind wie Megafone in den globalen Netzräumen. Nach zwanzig Jahren World Wide Web weiß man nicht genau, ob dies Restwiderstände sind oder schon Neuankündigungen.

Ein Forschungsinstitut für zivilisatorische Demokratie müsste sich damit beschäftigen. (Wäre das nichts für Wien, lieber Christian?!)

Noch spricht man von User Generated Content. Obwohl dies an eine enge Kopplung von Marktverhalten und Demokratie erinnert, ist in dem User-Ideal eine zentrale Veränderung angesprochen: über die interaktive Teilnahme und die kooperativen Beiträge des Nutzers / der Nutzerin entsteht ein personalisiertes Konzept von Netzpräsenz. In ihr setzt sich der Rückbau repräsentativer, vertikaler Demokratie zu Gunsten partizipativer, kurzfristig hierarchisierter Entscheidungszusammenhänge durch. Ist das die Tendenz zu einer *Democracy of clouds*? Und lässt sich diese mit irgendeiner Modernetradition verbinden?

Damit geht die Frage einher: Lassen sich die Demokratie-Anforderungen und Erwartungen, die in den Lebensverhältnissen früherer Jahrhunderte erkämpft und verstetigt wurden, in zukünftige Reproduktionsbedingungen kommender Generationen transferieren? Ist dies politisch und ethisch vertretbar? Eine Antwort ist: die Versprechen der Semantiken werden bleiben, werden sich allerdings in veränderten Infrastrukturen (*Infokratie, Iconocraty, Netokratie*) durchsetzen müssen. Dies wird nicht ohne Veränderungen am normativen und pragmatischen Kernbestand möglich sein. Das meine ich mit dem Gedanken, dass wir Demokratieinfrastrukturen angepasst neu erfinden müssen (also nicht nur Presse, Publizität, Partei und Parlament). Wir leben ja keineswegs in politisch ‚semantikfreien Zonen', obwohl dies manche Tagespolitik nahe legt. Es ist hilfreich, obwohl nicht ausreichend, Humanisierung und Demokratisierung als Schutzbegriffe, als Selbstschutzkonzepte, als Respekt- und Zivilisationskonzepte auf der Tagesordnung zu halten. Und zwar in Verbindung mit ökologischen, ethischen, reproduktionsökonomischen Anforderungen der Nachhaltigkeit. Denn allemal denkbar ist: demokratisch gewählte Selbstzerstörung.

Ich bin gegenüber den Möglichkeiten einer fortsetzenden Reformulierung von respektvollen Beteiligungsregeln nicht pessimistisch. Denn in allen Untersuchungen der Netzentwicklungen zeigt sich ein stabiles Ergebnis: es gibt keine Demokratieverweigerung. Allerdings wird sich jeder bemühen müssen, an der Reformulierung von verschiedenen Interessen- und User-Situationen, der Kreativität gemeinschaftlicher Zufälle und den Regelungen weiterer Kommunikationsbedingungen teilzunehmen. Das ist und wird nicht einfach. Das wirtschaftliche und militärische Netzestablishment ist schon dabei, User-Power zu „Follower-Power" umzuformen. Das Mittel sind Spiele. Z.B. versteckt DARPA, die Forschungsabteilung des US-Militärs, zehn Ballons irgendwo im WWW. Wer sie am schnellsten findet, erhält 40.000 Dollar. Um dies rasch zu schaffen, müssen sich Gruppen als Netzsuchsysteme (zivile Spürtrupps könnte man auch sagen) bilden, Mengen von Mitmachern, die ein Ziel haben, eben alle Ballons zu finden. Eine Kernschmelze von Motivation und Mitmachen, wie sie in diesen netzbezogenen Manipulationsforschungen des DARPA, MIT Media Lab, Twitter, Team Geocacher versucht wird, führt, wie M. Gräbner formuliert, zur „Großen Mobilmachung" (http://www.heise.de/tp/artikel/35/35785/1.html, 01.11.2011).

> WikiLeaks oder Cultural Hacking sind wie Megafone in den globalen Netzräumen.

In den Turbulenzen aus Demokratienähe und Repräsentationsabstand lassen sich allerdings auch anstrengende, reichhaltigere Entwicklungen erkennen: Es sind dies die neuerlichen Versuche, weltweite Regelungen für meinungsbildende und meinungserhaltende Beteiligungen in politischen Prozessen zu entwickeln. „Warum sollte nicht auch Regieren als ‚open source' Veranstaltung möglich sein" fragten vor wenigen Jahren D. Tapscott und A. D. Williams. Warum sollte man nicht über ein „Facebook-Nutzerparlament" nachdenken, regte W. Kleinwächter in *telepolis* (04.10.2011) an. Das World Summit of Internet Society (UN) argumentierte 2005 ähnlich, gründete eine Workgroup on Internet Governance und rief 2011 ein Internet Governance Ecosystem aus. Beteiligt am Projekt Internet Governance Forum (IGF) sind derzeit 150 Netzgruppen und Staats- und Regierungschefs. Sie bilden eine sogenannte „Multistakeholder Internet Governance". Weltweit sind Gruppen und Communities dabei, die Infrastrukturen für eine veränderte Demokratiekonzeption zu erzeugen und zu leben.

5.

Wir stehen also keineswegs in einer leeren Landschaft oder in endlosen Wirbeln des Unbekannten. Allerdings werfen diese angedeuteten Prozesse die Frage auf, ob es hilfreich ist, Öffentlichkeit weiterhin an institutionalisierte Politik und normativ geregelte Kommunikation zu binden. Vielleicht ist es sinnvoll, über Distanzen und Kollaborationen zwischen pragmatisch hierarchisierten Netzprojekten und übergreifenden Regelinstanzen sich dem Politikkonzept zu nähern. Nicht sinnvoll ist es, Online-Kultur gegen Offline-Kultur zu setzen. Das ist lange vorbei, wie die bereits angesprochene Konferenz in London zeigte.

Fragen sind: Wird die Idee von Liquid Democracy, E-Governance, E-Communities Gestalt in einem weitgehend politisch-normativ nicht-regulierten Internet annehmen? Werden Konzepte der Entnetzung vorherrschen, d.h. so genannte kritische Infrastrukturen in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft abgekoppelt sein vom Internet? Oder wird eine nationalstaatliche Überwachung des Internet dominieren, wie sie von China und Russland auf der „London Conference on Cyberspace" gefordert wurde. Die USA trat, vertreten durch eine Videobotschaft der Außenministerin, gegen Entnetzung und gegen nationale Überwachung ein, kein Wunder bei den Betreibermonopolen, aber auch im Blick auf die Zusätze zur US-Verfassung. Aber es gibt noch andere grundlegende Verwerfungen im Internet: 140 Länder bauen derzeit Cyberwar-Kapazitäten auf. Der unsichtbare Angriff, der Krieg ohne Blut, scheint der derzeit betretene Leuchtende Pfad der Staaten im Gewirr der fiberoptischen Netzwerke zu sein.

Aber machen wir uns nichts vor. Menschliches Leben – oder ähnlich dramatisch gesagt: Lebensbedingungen des Menschen waren nie wirklich sicher, auch nicht in modernen, industrie-maschinellen, warenwirtschaftlichen, imperialen Gesellschaften. Und informationstechnologisch gesagt: Es gibt weder eine IT-Sicherheit noch eine entnetzbare politische Öffentlichkeit.

6.

„The Human Race is interconnected as never before. Is that a good thing?" fragte Niall Ferguson in *Newsweek* vom 10.10.2011. Er nennt Amazon, Apple, Facebook und Google „the Four Horsemen", die eventuell mit verantwortlich sind für das entstandene ökonomische und politische Chaos. „In view of the extraordinary economic and political instability of recent months, it´s worth asking if the Net-lords are the Four Horsemen of a new kind of information apocalypse. " (S. 6) Gut begründete Analysen zu Datenströmen, Information Overload, Neurotisierung von Wahrnehmung, Social Overdose (Overload) durch Social Software liegen vor. Noch viele werden diesen folgen, werden sich den immer wieder neu intensivierenden Display- und Netztechnologien widmen. Fixiert auf lebensgeschichtlich erlebte „stability", auf geordnete Verhältnisse jenseits empfundenen Chaos, gewinnen die modernen (industriellen, fordistischen, bürokratischen) Ordnungen fast schon wieder Kultstatus.

Eine Erklärung hierfür ist, dass in den 20 Jahren Weltkarriere des World Wide Web kein schlüssiges und verbindliches Sprachbild oder Regelwerk hat formuliert werden können. Wir stehen immer noch tief in den Tälern erheblicher Erklärungs- und Regeldefizite und beobachten, wie ständige neue Online-Offline-Welten, Habitate, Populationen entstehen und vergehen. Und es entstehen immer wieder neue Topologien, neue Projekte, neue Szenen und Populationen. 100 Milliarden Websites dokumentieren Werbung, Blödsinn, Unwichtiges, und auch das Pulsieren einer Art „global brain", was nicht gleich bedeutet, dass es sich um „global mind" handelt. Mag sein, dass es die Grundmuster eines „cognitive capitalism" (Y. Moulier Boutang et.al.) sind. „Cognitive" heißt allerdings nicht, dass Mensch weiß, was er oder sie tut. Das Ecosystem einer netzbasierten Demokratie, eines weltweit gleichzeitig möglichen Wissens ist kein von vielen getragenes Humanisierungs-Thema.

Es entstehen asynchrone und asymmetrische Sozialverhältnisse, kurzzeitige zwischenmenschliche, kollegiale, projektgebundene Zusammenhänge. Sie verkörpern digitale High-Tech und High-End-Programme. Und sie sind zugleich bisherigen Wahrnehmungs- und Deutungsgewohnheiten entzogen. Denn wie soll jemand kulturell, politisch oder sozial damit umgehen, dass 2006 Menschen 50 Milliarden E-Mails verschickt haben, und 2010 mit 300 Milliarden dabei waren. Welche Wahrnehmung ist erforderlich, um mit 250.000 Apps auswählend umzugehen? Welche sozialen Formate werden entstehen (müssen) oder sind entstanden, damit sich 2,8 Milliarden Menschen (und am Ende des Jahrzehntes: 4 Milliarden Menschen) organisieren, koordinieren, wieder sehen oder wieder lesen wollen? In wie viel Online-Offline-Habitaten leben Menschen inzwischen? In welcher Weise verändern sich Wahrnehmungsweisen, Entscheidungs- und Kooperationsregeln? Wie müssen netzintegrierte Gruppenprozesse verstanden werden? Als was? Sind zu den „Four Horsemen" noch einige hinzugekommen? Z.B. Hacker, die in das globale Geschäft der Sicherheits- und Spionagesoftware eingestiegen sind, oder jene Gruppierungen, die als „Digital Defence Establishment" im Zeitalter des Cyberwar beschrieben werden (*Financial Times*, 11.10.2011)?

Jedenfalls lässt sich feststellen, dass Gesellschaften zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, um die Abwanderungen des Sozietären in Netzwerke zu beobachten, zu erklären und zu verstehen. Die Selbstsicherheit, mit der noch von „der Gesellschaft" als „der Form" menschlichen Zusammenlebens gesprochen wird, kippt in Arroganz.

Was es zu verstehen gilt ist, dass Datennetze, weil sie global betrieben werden, exo-sozial sind. Sie bieten und bilden die Basis für intelligente, smarte, funktionale Kleinlösungen. Diese anzugehen erfordert eine sehr differenzierte Menge an Medienkompetenzen, um den Netzen die Eigenständigkeit der Netzwerke zu entringen, also ein endogenes Netzwerk zu erzeugen. Zu diesen Kompetenzen gehören Unterscheidungs-, gedankliche Assoziationsfähigkeit, Koordinierungsgabe, Kooperationsbereitschaft, Projektloyalität. Netzwerke überspringen als die Form Gesellschaft und erzeugen eigenwertige Formate, vorläufige Ordnungen unter den Bedingungen dauerhafter Kompetenzen.

7.

Digitale Netze sind zu Quellen und Heimat der Diskontinuität geworden. Sie brechen mit den Regeln orientierender, exakt kalkulierter Kartografie, mit den Anforderungen unverrückter Orte, des errechneten Erreichens, der Richtungskanäle. Digitale Netzwerke finden abgesetzt von Territorien statt, abgesetzt von Topografie, irdischen Orten und Routenplanern. Gesellschaft und Staat haben gegenüber den Dynamiken, den Sozialformaten, den Finanzmärkten und Globalmärkten des Internet an Boden verloren. Die Kartografien der Territorien genügen nicht mehr; ebenso die ausschließliche Zuwendung von Menschen zu örtlichen oder nationalen Verfassungen. Überlieferte Einflussgewissheiten und -versprechen werden schwächer. In den zurückliegenden 30 Jahren wurde die „Anarchie der Netzentwicklung" von Politiken der Illegalisierung begleitet. Dort, wo es um Spiele ging, schien es um Markt zu gehen. Dort, wo es um Wissen ging, wurden immer mehr Informationen, immer neue Zugänge zu öffentlichen Daten gefordert und elektronisch geschaffen. Dass Politik sich nicht dauerhaft auf den Standpunkt der Illegalisierung als Kernkompetenz der Demokratie berufen konnte, ist seit wenigen Jahren etwas deutlicher. Aber beruhigend ist dies nicht, da zugleich der Markt und die Macht des digitalen Verteidigungsestablishments immer umfassender werden.

8.

Wie mit netzverschuldeter Mündigkeit umgehen? November 2005 wurde auf dem 2. UN-Worldsummit of Internet Society in Tunis eine Arbeitsgruppe für ein „Internet Governance Forum" gegründet. Der Druck, den das World Wide Web bereits nach 15 Jahren Ausbreitung ausübte, sollte im vernetzten institutionellen Handeln aufgefangen werden. Ziel war es, staatliche Repräsentanten und zivilgesellschaftliche Gruppen für ein unklares und ungewisses Projekt partizipatorischer (statt repräsentativer) Demokratie zu gewinnen. Partizipation stand für flach-hierarchische Handlungsentscheidungen zwischen identifizierbaren und dauerhaft aktiven Gruppen. Dass darin staatlich-institutionelle Vertretungen die Nase vorne hatten, war bewusst. Gleichwohl versuchte man zunächst die Fragen danach richtig zu stellen, wie Staat, Gesellschaft, Demokratie, Netzdynamiken, diskontinuierliche Netzpopulationen überhaupt zusammenkommen können. Positiv daran ist der Versuch, die veränderten medien-technologischen Bedingungen mit humanisierenden Demokratieanforderungen zu verbinden. Schwierig war von Anfang an, dass man mit völlig gegensätzlichen Zeit-, Wahl-, Vertretungs- und Ordnungssystemen zu tun hatte. Mit digitalen Informationsnetzen haben sich

die Realverfassungen menschlicher Beziehungen grundlegend verändert. Geht es noch darum, zwischen 197 Staaten eine nicht-kriegerische Weltordnung zu verabreden? Selbst bei Erfolg dieser Mission stünden Staaten asymmetrischen Netzentwicklungen gegenüber, die längst ihre eigenen Machtverhältnisse aufweisen.

9.

Der Rückbau von Gesellschaft ist dennoch nicht gleichbedeutend mit dem Verschwinden der polaren ökonomischen, bildungspolitischen, gesundheits- und körperpolitischen Unterschiede, deren Angleichung oder Versöhnung keiner nationalen Gesellschaft gelungen ist. Im globalen und vernetzten „Kleinen" bleiben die veränderten Unterschiede erhalten, mehr noch: Der Widerruf des Formats nationale Gesellschaft setzt erhebliche verstreute Sozialitätskrisen auf die Tagesordnung globaler Netzwerke. Zugleich zeigt sich, dass die derzeitigen Netzwerkpopulationen nicht in der Lage sind, irgendwelche ausgleichenden Angebote zu machen.

Die Krise gegenwärtiger Veränderungen kommt nicht aus Informations-, Daten-, Bilderfluten, nicht aus digitalen *Social Overdoses*. Es sind Krisen der Regelungsdefizite. Menschen entwickeln weltweit mikrosoziale Verhältnisse, ohne Gruppen-, Bestands- und dauerhafte Kooperationsregeln zu besitzen. Wir erleben und praktizieren zu denselben Zeiten Individual- und Staatsversagen. Werner Ruf nennt es Entstaatlichung, Staatszerfall, „verstanden als die Unfähigkeit des Staatsapparates, hoheitliche Aufgaben auszuüben, also ‚politische Güter' bereitzustellen wie Sicherheit, Ausbildung, Gesundheitsdienste und ökonomische Entfaltungsmöglichkeiten (…) und schließlich grundlegende infrastrukturelle Voraussetzungen wie Straßen und Kommunikationsmöglichkeiten." (W. Ruf, 2003, S. 24–25)

Nicht, dass sich die bürgerlich-institutionelle Fusion von Individuum und Staat wieder herstellen ließe. Auch wäre die Forderung nach einem „starken Staat", wie sie in europäisch-sozialdemokratischen Umfeldern oft zu lesen ist, gegenproduktiv und legitimationskritisch. Nein, das nicht. Aber woher kommen die Impulse, die zivilisatorischen Intelligenzen, die die Kooperations- und Zusammenhangsideen auf respektvolles Globalniveau heben? Aus den Gruppen der Global Middleclass?

Die wissenschaftlichen und politischen Anforderungen schienen in den zurückliegenden drei Jahrzehnten der PC-Konfiguration (1980) und des World Wide Web (1990) in *Geschwindigkeit und zeitlich möglicher Beteiligung* zu liegen. Der Mensch, so befürchtet, werde von Technologie entmündigt, verlöre sich in der dominierenden Echtzeit, der Fluchtgeschwindigkeit datentechnologischer Realität. Die heutigen biotechnischen und soziotechnischen Situationen stellen sich anders dar: Annähernd 3 Milliarden Menschen arbeiten, leben, verhalten sich in und interagieren mit digitalen Netzwerken. Sie haben eine technologische, netzorganisatorische, visuelle Mündigkeit entwickelt, die die Frage nach der Unmündigkeit umgekehrt zu haben scheint: Wie kommt Politik, wie kommen vorherrschende Demokratiekonzepte aus ihrer selbstverschuldeten, also entstandenen Unmündigkeit?

10.

Demokratie und Unmündigkeit? Das geht doch gar nicht, werden manche denken und sagen, oder allenfalls als Massendemokratie, also auf der Ebene verflachender Einfalt. Aber darum geht es hier nicht: die Fragen richten sich an die infrastrukturellen Bedingungen von Demokratie als Projekt. Demokratie als offenes Vorhaben, als Risikokapital der weltweiten menschlichen Selbstorganisationen. Es gibt keine Sicherheit für demokratisches Verhalten.

> Der unsichtbare Angriff, der Krieg ohne Blut, scheint der derzeit betretene Leuchtende Pfad der Staaten im Gewirr der fiber-optischen Netzwerke zu sein.

Es war kein Kalauer, als vor geraumer Zeit gesagt wurde: Computertechnologie bietet Lösungen an, für die es noch keine Probleme gibt. Gemeint war: Datentechnologische Speicher-, Vernetzungs-, Selektions-, Verdichtungskapazitäten sind so ausgelegt, dass sie komplexe Vernetzungen berechnen könnten, für die noch keine entsprechenden Wahrnehmungsmodelle vorliegen. In weiten Bereichen sind diese Technologien semantikfreie Zonen. Öffentlichkeit meint aber immer noch Deutung, Bedeutung, freie Assoziation von Meinungen und Menschen. Die Frage ist: Haben die Gruppen, die Öffentlichkeit einfordern, Modelle von für sie und andere bedeutenden dynamischen Zusammenhängen, die in Netzen protegiert und erhalten werden können?

11.

Diese Umkehr weist auf einen massiven Legalisierungs- und Legitimierungskonflikt hin. Er besteht darin, dass Entwicklungen grundlegend illegal sind, sein müssen. Eine legalisierte Entwicklung ist nicht nur paradox: sie wäre staats- oder legalisierungssozialistisch. Veränderungen ereignen sich, werden pragmatisch betrieben, erzeugen Nutzungs- und Anwendungsplausibilität, Markt und nachfolgende Produktionen. Digitalisierung ist genau so verlaufen. Legitimiert werden diese Entwicklungen dann, wenn sie normative und institutionelle Veränderungen der Verfassung eines Landes nach sich ziehen oder erfordern. Die bio-, info-, sozio- und neurotechnologischen Veränderungen erfolgten so rasch, dass sie machtvolle Prozesse der Selbstlegalisierung erzeugten durch Markt, Konsum, Nutzung. Die Legitimationsinstanzen der Politik kamen diesen Entwicklungen nicht nach, kommen diesen Entwicklungen nicht nach. Längst sind globale, regionale, metropolitane, lokale Netzwerke entstanden, in denen Menschen ‚ihre eigenen Realitäten' erzeugen. ‚Ihre eigenen Realitäten' ist durchaus gruppen-individuell, ökonomisch, geistig, wissensstrukturell zu verstehen. Es sind Knoten, Hubs, Verständigungsformate, die einesteils die Freiheit der Rede, Meinung, der informationellen Selbstbestimmung nutzen. Die anderenteils Communities, Habitate erzeugen, die sich kaum noch auf eine oder mehrere Herkunftsgesellschaften verpflichten lassen. Die ökonomische, transkulturelle, transsoziale Stärke der immer wieder neu sich organisierenden und vernetzenden Habitate ist offensichtlich. Die bislang mit aller Macht stabil gehaltenen Formen Gesellschaft und Demokratie werden dramatisch instabil, weil das Volk nicht mehr zu finden ist, das konstitutiv wirkt und fordert. Die Legalisierungs- und Legitimierungskrisen kommen von innen: Volk ist kein parteiliches und institutionelles Kalkül mehr. Die vom „Boden der Verfassung" und dem „Boden der Gesellschaft" betriebenen Vernetzungen von Informationshabitaten, Innovationsverläufen, Datenströmen, Finanzkapitalen kehren nicht mehr in diese Formen zurück. Gefährlich ist dies nur, wenn Politik- und Öffentlichkeitskonzept die überlieferten Strukturen zum Tabu machen: unberührbare Institutionen sind das Baumaterial für Diktaturen, auch wenn deren Schutz und Verteidigung gut gemeint ist.

Die Netzentwicklungen deuten an, dass in zahlreichen Gesellschaften und Kulturen die erreichten Medienkompetenzen und Computerliteracies verbunden sind mit Wünschen, Interessen, Neugier, Anpassungsfähigkeiten, Wissensdurst. Sie lassen sich nicht auf altinstitutionelle Mündigkeit reduzieren, die nur als verinnerlichte und verstummte Anpassungszwänge zielen.

12.

Immer wieder ging es um die praktische und demokratietheoretische Frage: Welche Aufgaben sollen und dürfen Öffentlichkeiten haben? Und vor allem: Wo dürfen sie stattfinden? Und auch: Wie lange dürfen sie andauern? Die Fragen sind alle von oben nach unten gestellt. Vorausgesetzt ist dabei, dass es institutionelle Ebenen gibt, von denen ausgehend öffentlicher Raum genehmigungspflichtig ist und der Anspruch von Öffentlichkeit die Legalisierungsgrenzen ebenso wenig in Frage stellt wie die Legitimierungsprozeduren. Öffentlichkeit, verstanden als politische Öffentlichkeit, war also nie der Politik gleichwertig, die im institutionellen Hermelin der Vertretungsrechte, also der Repräsentation auftrat. Sie war repräsentative Öffentlichkeit, oder richtiger: in repräsentative Ordnungen eingebaut. Und dieses „eingebaut" ist sowohl architektonisch als Parlament zu übersetzen, als auch als repräsentative öffentliche Plätze, die „was her machen", auch fürs Heer, und nicht zuletzt „gebaut" als Zeitformat der „öffentlich rechtlichen Sender", in dem Nachrichten ‚ausgestrahlt' wurden und werden.

Entscheidend war und ist für viele immer noch: Öffentlichkeit verlässt weder den institutionell-repräsentativen Rahmen noch das Territorium. So entstanden italienische, französische, deutsche, schweizerische, russische, südafrikanische Öffentlichkeiten. Sie waren und sind nationale Formate, Land und Leuten verpflichtet. Gegen Internationalität, gegen Globalisierung, gegen universale Kooperation gerichtet. Zudem: Öffentliche Meinungsäußerung musste, wenn sie pragmatisch werden wollte, durch den Praxisfilter einer Partei, ihrer Ortsvereine, Bezirke, Wahllisten laufen, musste durch die Institutionen „marschieren", um Stallgeruch und die Vernunftregeln von Politik anzunehmen.

Ich kritisiere dieses Modell in seinen vielfältigen Ebenen nicht. Es war nicht nur tauglich, sondern bildete den Rahmen für das, was wir in europäisch-angloamerikanischer Tradition als Befreiung und Humanisierung stets ansprechen.

Politische Öffentlichkeit ist für die Überwindung des Mittelalters, die Überwindung von Kinderarbeit, die Durchsetzung von Meinungs- und Verbindungsfreiheit, die Überwindung von Diktaturen sehr hilfreich. – Obgleich ich als Deutscher auch sagen darf, dass es der gewählte Reichstag war, der Adolf Hitler den Machtzugang ebnete. Legalität ist nicht grundsätzlich gleichbedeutend mit Humanität. – Es liegen also auch etliche Schatten auf den Legalisierungs- und Legitimierungskonzepten, zu denen auch Öffentlichkeit gehört.

Ich spreche diese Dimensionen hier nicht an, um besser wissend über Vergangenes zu sprechen. Mir geht es um die Frage danach, was mit Öffentlichkeit heute gemeint ist und für welche Bereiche dieses Konzept dringend neu erfunden werden muss. Die verschiedenen Ebenen, die ich bereits bis jetzt angesprochen habe, zeigen, dass ein Neuerfinden vieles berücksichtigen muss und vor allem – dass solches Erfinden seine eigenen Zeiten und seine eigenen Akteure braucht.

13.

Entgegen den überlieferten Erklärungen, Welt- und Lebensgeschehen spiele sich im Großraumbüro von Rationalität und Form ab, zeigt sich nun anderes: Die kleinsten digitalen, neurologischen, chemischen, nanotechnischen, informatischen Unterschieds- und Speichereinheiten erzeugen durch ihren Kombinationsreichtum vorläuferlose Zustände und Phasenräume. In ihnen wird Form nicht mehr dauerhaft idealisierend oder als Norminstitut anberaumt. Form behaust nicht mehr, ist im günstigen Fall flüchtige Funktion oder serieller Container; mitunter noch ein Diener des Schönen. Nicht mehr: Form Follows Function! Sondern: Form Follows Data! Oder genauer: Flow Becomes Form! Für den Moment.

> 100 Milliarden Websites dokumentieren Werbung, Blödsinn, Unwichtiges und auch das Pulsieren einer Art „global brain".

Naturwissenschaftlich ist schon länger bekannt, dass Formen zusammengesetzte Zustände sind, naturgesetzlich mal asymmetrisch, kristallin, als Wanderdüne oder Schneekristall, oder kulturrevolutionär und architektonisch als Pyramide, die wieder zum Steinbruch wird, oder auch als Milliarden kleiner Plastiktüten, die für Meeresfische lebensbedrohlich geworden sind.

Die Verdammnis des Kleinen, des Details, ist durch die wissenschaftliche Karriere von Genen, Atom, Nervenbahnen und Antibiotika, von Doppelhelix und Bits / Bytes schon dramatisch geschwächt worden. Anerkennung, dass die Reaktionsketten im Kleinen die Dimensionen des Großen erzeugen, blieb lange aus. Das Kleine schien dem gesetzten Großen nicht dienlich zu sein. Es folgt anderen Gesetzen, operiert autologisch, chaotisch. Und welcher Großdenker mag schon Chaos? Narkotisiert vom Glauben an das Große, fällt es bis heute vielen Menschen immer noch schwer, nicht mehr den großen Unterschieden (= Identitäten) zu folgen, sondern dem Kleinen, den Mikrozuständen der Selbstähnlichkeit (B. Mandelbrot, M. Feigenbaum). Diese werden begleitet von seltsamen Attraktoren (Lorenz-Attraktor; Rössler-Attraktor) einer Art Teilzeit-Formaten, immer abhängig von ‚seltsamen' Umwelten. Für manche schien dies ‚nur' Grundlagenforschung, ‚nur' erkenntnistheoretische Kontroversen von Spezialisten. Diese Zeiten sind vorbei. Die Pragmatiken des Kleinen, Unsichtbaren, haben die Denkmäler des Großen gestürzt – oder sind dabei, dies zu erreichen.

Es geschah nicht in den Labors, sondern in Playstations, in Kinderzimmern, auf Schreibtischen, in Mobil-Devices, in Sonnenkollektoren, Materialforschung. Die Regelsysteme von Nano-, Neuro-, Infotechnologien setzten Praxen gegen die Behauptungen durch, menschliche Lebensformen müssten von oben nach unten beschrieben werden, vom Großen zum Kleinen, vom Allgemeinen zum Besonderen. Die entstehenden Zustände haben keine Bezüge zum Großen, zu Altmeistern eines philosophisch-politischen Allgemeinen. Sie entstehen in Prozessen der offenen Mikrokonvergenz, der Gruppen-, Projekt-, Community-Praxen. „Großes" verschwindet in den kooperativen Streuungen, in den Reichweiten der vernetzten kurzzeitigen Zustände.

14.

Menschliche Intelligenz ist im Umbruch: von der Behausung ihrer Entwurfs-, Erklärungs- und Ordnungsideale im ‚Großen und Ganzen' hin zu Beiträgen in Prozessen. Nicht gleich wird man von Bescheidenheit sprechen können und müssen, da auch die Ideale des ‚Kleinen und Flexiblen' inzwischen mit den Wörtern Welt, Globalität, Ökonomie, Technologie, Reproduktion, planetarische Prozesse verbunden werden. Dennoch: das Maß der Dinge ändert sich, wird zum Prozess, Programm, zur Asymmetrie des Lebens.

Pragmatik zieht ein, granulare Praxen; d.h. die Kybernetik 2. Ordnung (E. v. Glaserfeld, H. v. Foerster), die Zellstressforschungen, die Forschungen zu Zuständen und Beeinflussungen des Gehirns, die therapeutisch-pharmazeutischen Produkte (Neuroenhancement). Natur- und technikwissenschaftliche Forschungen befassen sich mit immer kleineren, unsichtbaren Arealen von Naturgesetzen. In diesen Bereichen werden sich unbelebte und belebte Naturzustände ‚ähnlich'. Es wird von NBIC-Konvergenz gesprochen, zusammengesetzt aus Nano-, Bio-, Informations- und Kognitionswissenschaften (M. C. Roco & W. S. Bainbridge: http://www.wtec.org/ConvergingTechnologies/Report/NBIC_report.pdf) Andere sprechen von „Emerging Technologies", „Emerging sciences" und öffnen die Blicke auf Genetic Engineering, Brain implants, Communication, Displays, Embodied Technologies, Material Sciences, Robotics etc. Die Herrschaft der Zwerge (fast zierlich wird einer der wichtigsten Forschungszweige ‚Zwergentechnologie' genannt: Nano-Technologie, 10 -9 m / oder sec) jenseits der sinnlichen Fassungsvermögen, also fast schon vor Größenwahn geschützt, ist bereits in zahlreichen Geräten, Folien, Schaltern, Speichern präsent. Innerhalb der Organisationsprogramme menschlicher Reproduktion verändern sich die Strukturgrößen. Organisationen werden modularer, granularer.

15.

Ein einheitlicher Formtypus, wie er mit der Gesellschaft seit Mitte des 19. Jahrhunderts durchgesetzt wurde, in dem *klar war* und *klar gemacht* werden konnte, worin die Funktion oder Pflicht der Beteiligung bestehen soll, ist nicht mehr zu erkennen. Die polit-ökonomischen und sozialen Heimaten von Daseinsvorsorge und Sozialstaatsprinzip sind Geschichte. Handlungs- und Kommunikationsregeln, die diesen Idealen und Bedürfnissen folgen, liegen nicht an.

Ein Mangel an glaubwürdigen selbstlosen Verhaltensweisen *im Gro-*

ßen und Ganzen ist erkennbar. Die Empirie ist deutlich. Mangel entsteht, weil durch ökonomische, kommunikative, wissenschaftliche Gruppennetzwerke die sozietären Einheiten immer kleiner und zugleich hochgradig vernetzt werden. Mit der *sinkenden Strukturgröße sozietärer Verbände* (Blogs, Foren, Communities, Crowds) und ihrer weltweiten oder regionalen Vernetzung verändern sich die Pflichten, Selbstverpflichtungen, die Solidaritätsmuster und die Anforderungen, bei allem (persönlich, repräsentatiert, mandatiert, kommunikativ) dabei zu sein. Unter den Einflüssen der sich gerade herausbildenden *Digitalen Klassik* verändern Menschen sehr weitgehend ihre Selbstverständnisse. Und sie verändern sich offensichtlich in Abhängigkeit von den bio- und soziotechnologischen Infrastrukturen, die diese Veränderungen betreiben. Sprich: Man muss sich die Streuungen und Verdichtungen der Informations- und Wissensökonomien genau ansehen, um beobachten zu lernen, welche Formate des Sozietären entstehen. Die Strukturgrößen sozietärer Zusammenhänge sinken.

Dies hat mit den Eigenlogiken der informations- und wissenstechnischen Entwicklungen zu tun. Ihre internen Dynamiken erfordern rasche, kompetente, kollaborative, kooperative Beteiligungen der Akteure. Soziotechnisch genügen für diese Anforderungen keine Client-Server-Angebote der 1990er. Gegen diese entstanden bereits flach hierarchisierte Open Source-, Open Office-, Open Design-, Open Knowledge-Konzepte, die einer Idee wieder Farbe gaben, die schon ziemlich blass geworden war: Teilen als Beteiligen, Beitragen, Dazutun, ausgefächert als Tausch, Solidarität, Kooperation, Projekt. Informationen werden darin zu Commons, zu Gemeingütern, und ihre Nutzung wird zwischen gleichberechtigten und gleichmächtigen Menschen gedacht (equipotentials).

16.

Wichtigstes Merkmal gegenwärtiger Netzwerke, Netzprojekte, Sozialer Software ist die horizontale Vermehrung von kollaborativen und kooperativen Prozessen. Diese suspendiert nicht die Prinzipien und Funktionen von Hierarchien. Sie reduzieren deren Einflussbereiche aber erheblich dadurch, dass die Zeit-, Aufmerksamkeits- und Entscheidungsökonomien der kollaborativen Netzwerke ein ‚Dazwischentreten' von formalen, panoptischen oder kontrolltechnischen Hierarchien nicht erlauben. Sie wären dort kontraproduktiv.

Die Geschwindigkeiten von Informationsströmen, des *Mitteilens und Teilens* sowie die Menge der daran beteiligten Menschen und nicht-menschlichen Akteure, erzeugen als interne Logik nicht nur Vertrauen und Verlässlichkeit innerhalb der Informationsströme. Sie kodieren den sozialen Klassiker der rationalen, organisatorisch strukturierten *Arbeitsteilung* sowie den politischen Klassiker kontrollpolitischer *Gewaltenteilung* um. So entstehen Kulturen von immer schwächerer Intensität, vergleicht man sie mit früh-neuzeitlichen oder industriell-bürokratischen Bedingungen. Die Kultur-Versprechen, überschüssige Zusammenhänge zu vererben, verblassen. Zugleich entstehen Netzwerke hoher Intensität.

> Wie soll jemand kulturell, politisch oder sozial damit umgehen, dass Menschen 2010 dreihundert Milliarden E-Mails verschickt haben.

Kooperation löst sich von politisch-ökonomischen Souveräntitätsfantasmen. Netzwerke misstrauen sich selbst, weil ihre Akteure wissen, dass sie sich nur erhalten können, wenn zeitnah ständig neue informationelle Auswahlentscheidungen getroffen werden, die den Zusammenhang der *cooperative hubs* garantieren. Endogen erzeugte Zusammenhangs- und Produktivitätsideen werden ständig geprüft, da sie unter Entwicklungsstress durch andere Netzwerke stehen. Kooperation heißt dann auch: auf die *kompetente Selektionsfähigkeit* und das *Netzwerk erhaltende Veränderungsbereitschaft* zu setzen.

In diesen *cooperative hubs* entstehen Infrastrukturen, die zwar technisch und kommunikativ nicht annähernd dauerhaft sind, wie dies schwerindustrielle und großinstitutionelle Ordnungen der Moderne waren. Das ist auch nicht mehr erforderlich, weder ökonomisch, noch beruflich, politisch, sozialstaatlich etc. Zu wichtigen *Akteursmustern* dieser (abstrakten, unkörperlichen) Infrastrukturen sind die *Online-Offline-Habitate* (M. Faßler 2012) und die durch sie organisierten *Communities of Projects* geworden.

18.

Die kooperative (informationsökonomische) Kopplung von Habitaten und Projekten lässt ein neues, unhintergehbares Funktionsprinzip entstehen. Es gilt für alle weltweit agierenden Netzwerke: *altruistic culture.* (Hier kann Robert Axelrods und Anatol Rapoports spieltheoretische Durchsicht der Kategorie ‚Kooperation' und des ‚egoistischen Altruismus' hilfreich sein.) Es ist ein Bruch mit den hermetischen Kulturverständnissen früherer Jahrhunderte. So können wir *nicht nur die horizontale Vermehrung kooperativer Prozesse* beobachten, sondern *auch neue Formen transkultureller Vererbung.* Darin verändert sich die Struktur kultureller Vererbung: sie löste sich in den letzten drei Jahrzehnten in immer mehr Bereichen von der biologischen Generationsfolge und dem damit verbundenen ‚Weitergabe-Denken'. Das ‚Wissen der Generationen' wird überlagert von der ‚Generierung des Wissens'. Und dieses erzeugt und erfordert immer umfänglicher den Abschied von der biologisch-familialen Generationen-Ordnung oder beruflichen Qualifikationshierarchien zugunsten von Kooperationen und kurzzeitiger Vererbung.

Die *horizontale Vermehrung von netzgestützter und netzintegrierter Kooperation* zieht also auch eine Veränderung des Generationsprinzips nach sich: es entstehen innerhalb einer Lebensspanne mehrere ‚mini-generations' (L.D. Rosen), ‚microcontents' (T.N. Burg), ‚microcontinuity' (R. Brunson), bedingt durch neue medientechnische Infrastrukturen, Kooperationsmuster.

In ihnen gibt es keine Alternative zu: „Nur so zum Mitdenken". ◀

Manfred Faßler, geboren 1949, ist Professor für Soziologie am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Frankfurt am Main. Zahlreiche Gastprofessuren, u.a. an der Universität für angewandte Kunst Wien. Zuletzt erschienen: Der infogene Mensch. Entwurf einer Anthropologie *(Fink, 2008),* Nach der Gesellschaft. Infogene Welten, anthropologische Zukünfte *(Fink, 2009) und* Kampf der Habitate. Neuerfindungen des Lebens im 21. Jahrhundert *(Edition Transfer / Springer, 2012).*

Fortsetzung von Seite 1

Der Reder

als Kalkül, um irgendwann wenden zu können, oder auch, abzustürzen, mit den fliegenden Fahnen der Skepsis und des auch dadurch gescheiterten Experiments.

Ja, scheitern, das tut er, aber nicht nur so, sondern „höchstens", und ich meine damit: auf höchstem Niveau – dessen, was seine Gedankenwelt zuzulassen im Stande ist in Bezug auf den Gegenstand, den er untersucht. Und in Bezug auf sich selbst, als Körper-Geist-Symbiose, die in einem Feld seiner Zeit existiert.

Christian Reder ist ein Essayist. Die Forderung der Avantgarden, Kunst als Lebensform zu leben und umgekehrt, greift er so auf, dass er den Essay als Lebensform versteht, aber weiß, ihn als solchen nicht leben zu können. Sondern: ihn als Mittel seiner Auffassungen zu betrachten, das, aktuelle wie historische Themen und Inhalte aufgreifend, das Individuelle mit kollektiven Anliegen verknüpft. Ein Essay, der zwar keine Praxisanweisungen enthält, aber denn doch so etwas wie die Möglichkeit eines Einblicks in Verhältnisse, der dann zu einer Handlung auf anderen Ebenen, der Ethik, der Ästhetik, der Politik vor allem führen könnte.

Das prozedurale Wissen, das als sprachloses gesehen wird, aber als handlungsauslösendes, überwindet nicht nur das deklarative, sondern sich selbst. Indem es sich eine Sprache schafft, die aufruft, zwischen Alltag (Wittgensteins Familienähnlichkeiten ergeben im Zusammenspiel den Wissensinhalt, Wahrheit als Gebrauch gleichsam) und der sozialen Gemeinschaft (Latours community) den Wissensbestand ständig neu zu verhandeln (im Dialog zwischen den Menschen und den Dingen).

Um diese Potenziale des Verhandelns freizuspielen, ist es notwendig, in den Kern des Problems, das es aufzuzeigen gilt, selbst vorzudringen, in sich, und dann aus sich heraus. Möglicherweise so:

Das Volk denkt abstrakt, hat Hegel geschrieben. Der gesunde Menschenverstand ist für ihn der Gipfel – der Abstraktion. Wir unterliegen einer gewaltigen Täuschung, wenn wir glauben, dass das einfache Erleben eben Erleben ist, das aus einer äußeren Erfahrung via Situation herrührt. Und aus der dann Einsicht, Wahrheit, eben Common sense gebildet wird. Nein, auch in diesen Vorgängen des Wahrnehmens und Empfindens ist die abstrakte Maschine des Gehirns jenes Organ, das uns leitet, ausrechnet und die Bilder vorgibt, die wir als Wirklichkeit zu erfahren lernen. Selbst die Anteilnahme, das Entsetzen, die Abscheu oder die Gier etwa, dabei zu sein bei einer Hinrichtung, so Hegel, basiert auf abstrakt vorgeprägten Mustern, Bildern. Die das Verhalten steuern und zu Ausdrücken führen, die dann, je nach Bedarf, auch begriffliche Grundlagen für Gesetze werden können.

Das heißt also, dass auch der Essay zu bedenken hat, dass er denkt, und erst einmal zu einem Gebilde werden muss. Das nur dann jemand lebt, wenn er es denkt und schreibt und handeln lässt, draußen und drinnen. Oder zumindest so tut (im Sinne Mallarmés):

Zum Beispiel Christian Reder in seiner Auseinandersetzung mit Afghanistan. Ohne alle dortigen Probleme am eigenen Leib zu erfahren, so, wie sie diejenigen, über die er nachdenkt und an denen er Anteil nimmt, leibhaftig erleben. Was nicht heißt, sie nicht, wenn auch vermittelt, tatsächlich zu erleiden (oder auch zu genießen).

Oder zum Beispiel wenn Reder die Projekte eines Dichters aufgreift, um sie darzustellen, ohne dieser Dichter zu sein, und ohne in dessen Zeit gelebt zu haben. Diese Zeit zu vergegenwärtigen (nach Hegels abstrakter Realisierung von Situationen) – etwa in Form des schon erwähnten Essays über Projekte von Daniel Defoe. Der damit auch, und das nur so nebenbei, als Kinderbuchautor mehr als relativiert wird.

Durch die Beschreibung eines Gegenstandes wird auch sein Gebrauch gelehrt, durch die essayistische Darstellung der Defoeschen Projekte werden diese vergegenwärtigt, ohne sie erzieherisch zu dozieren. Reder geht ganz im Sinn des Essays enzyklopädisch vor. Er erzählt, da er die Wissenschaft als Erzählung begreifen will, aber ihre herkömmlichen analytischen Verfahren respektiert und, respektlos gehörig, inhaliert: „das Soziale, das Historische, das Ökonomische, das Biographische" bilden die Stichwörter seiner Annäherungen. Alle Bereiche in der Weise enzyklopädischer Stichwortbetrachtung zerschnitten, aber nicht in isolierte Einzelteile zerlegt, sondern durch die essayistische Betrachtung zusammengeknüpft, ineinander gefaltet – ein Versuch, der erst im Leser seine Verfertigung findet, nicht sein Ende.

> Das heißt also, dass auch der Essay zu bedenken hat, dass er denkt, und erst einmal zu einem Gebilde werden muss.

Einer, der so denkt und arbeitet, also auf die Vergangenheit oder auch auf Momentanes zugreift, um diese und dieses aus seiner Perspektive zu vergegenwärtigen, auch wenn es letztlich nur vermittelt bleibt, vergegenwärtigt sich selbst und die Form, die er dazu benützt.

Er lebt sie also vermittelt unmittelbar, und ist so einer, der ein Essay ist. Er erklärt nicht nur die Welt, und er denkt nicht nur abstrakt, um Hegel wieder ins Spiel zu bringen. Das ist es nämlich auch, das Spiel des Denkens als abstrakte Versinnlichung in der Schrift. Der Essay ist nicht nur abstrakt, aber er denkt. Der Essay denkt nicht nur, aber er ist abstrakt. Er denkt den Mörder wie ihn auch das Volk abstrakt als Mörder denkt, und erfährt ihn dennoch wie dieses sinnlich, vielleicht sogar schön. Was sozusagen die Emanzipation des Gemeinen am Ungemeinen, des Ungebildeten am Gebildeten darstellt. Abstrakt sinnlich, sinnlich abstrakt.

Und er recherchiert, vorher oder nachher, in Hegels Beispiel vor oder nach der Hinrichtung, und macht sich kund über die Herkunft des Mörders, seinen Werdegang, seine Verhältnisse. Und findet so Gründe, das „Schöne" dieses Vorgangs innerlich und sozial zu gewichten. Und er erweitert den abstrakten Begriff, bei Hegel den des Mörders ins Praktische; was wiederum heißt:

Er verwandelt ihn, aber nicht so, dass er das Rad, das den Täter rädert, mit Blumen bekränzt, oder indem er den abgehauenen Kopf in die Sonne legt, um auszurufen: „Ach, wie schön!" Sondern er holt das Abstrakte auf den Boden des sinnlichen Faktums, das er beleuchtet, beobachtet und relativiert, um dann das Geistige rückwirkend zu relativieren.

Das ist der Essay. Auch.

Und auch das ist Christian Reders Anspruch.

Kann also einer ein Essay sein?

(Eine war es, Virginia Woolf. Einige sind es vor und nach ihr.)

Ja, wenn er nicht als berechenbar gilt.

Ja, wenn etwas im Schreib- und Denkprozess nach und nach gewusst wird.

Ja, wenn essayistisches Forschen ohne Zwänge abläuft, nicht klar ist, was dabei herauskommt.

Ja, wenn Gedanken entwickelt werden in Querbezügen durch eine spezialisierte Welt hindurch.

Er ist am Weg, er transferiert.

Der Transfer bedeutet – eine Übertragung des Erkenntnisgewinns in eine Verhaltensänderung, den Wechsel eines Sportlers zwischen zwei Vereinen, eine Methode in der maschinellen Übersetzung, einen Bewegungsübergang von einer Ausgangsstellung in eine Endstellung, eine Einkommensleistung ohne gewährte Gegenleistung, eine Übertragung politischer Ideen und Konzepte (wie es so schön heißt) und noch ein wenig mehr (oder weniger)

– womit wir wieder am Anfang stehen. Jede dieser Definitionen greift auf eine spezifische Art und Weise für den Essay. Im Mittelpunkt steht jedenfalls der Dialog, und das Wort der Wörter: die Übertragung. Die Transformation. Die Hinübersetzung.

Der gemeine sinnliche Mensch denkt abstrakt. Der Essayist ist ein gemeiner Mensch. Er denkt sinnlich abstrakt (vice versa). Der Essayist lebt das Abstrakte gemein. Der Essayist ist ein Gemeiner. Wie wir. In der Gemeinschaft. Er ist ein Nachbar. Ein Nachbar unter Nachbarn. Christian Reder ist so einer.

Er greift etwas auf, was schon gegeben war, bereits Geformtes, schon einmal Dagewesenes, und entflammt sich mit der Muße der Kindlichkeit daran, die weder Künstlerisches zu schaffen noch Wissenschaftliches zu leisten hat, weil sie an die Freiheit des Geistes mahnt – so Adorno über den Essay. Und Adorno war auch einer, der den Essay lebte wie ein zweiter vor ihm und manche erste nach ihm. ◀

Ferdinand Schmatz lebt als Schriftsteller und Essayist in Wien. Seit 1988 Lehrtätigkeit am Institut für Bildende und Mediale Kunst an der Universität für angewandte Kunst Wien. Zuletzt erschienen Durchleuchtung. Ein wilder Roman aus Danja und Franz *(Haymon, 2007) und der Gedichtband* quellen *(Haymon, 2010).*

Christian Reder, Denker

Versuch einer Annäherung. VON WALTER HOLZER

Im Spannungsfeld zwischen Kunst und Wissenschaft könnte man Christian Reder als *Vordenker, Querdenker* und *Nachdenker* bezeichnen. Zu seiner langjährigen Lehrtätigkeit an der „Angewandten" zählt neben eigenem Schreiben (*Autor* im ursprünglichen Sinn - *„mehren, fördern, wachsen"*), das Editieren von Arbeiten anderer ebenso wie das Realisieren von Projekten und Betreuen von Dissertationen. Reflexion findet, wie diese Annäherung, auch in den Werken anderer statt. *Ich ist ein anderer.*[1]

Der nach Eigendefinition *„analytische Frager"* kategorisiert seine Tätigkeit gelegentlich als *„forschende Denkweisen"*[2] oder *„forschende Zugänge"*, die sich auf textlichen, visuellen und essayistischen Ebenen und deren Korrespondenzen abspielen. Wie der Landvermesser K., der in das Dorf unter dem Schloss gerufen, aber nach seiner Ankunft nicht gebraucht wird und von niemandem einen Auftrag erhält, durchmisst und vermisst der Kulturvermesser R. Geistesfelder in Europa und Asien ohne Auftrag, als Alchemist im Sinne von Paracelsus: „Alchimie, c'est plutôt un foyer de représentations multiples, diverses, souvent hétérogènes; dont le lieu ‚européenne.'"[3] Die *animus*-Figur der alchemistischen Hochzeit (*nigredo – albedo – citrinitas – rubedo*) ist der romantische Held, Dichter, Filmstar, Autor, Forscher[4] (*„Alchymia" – „ars chymica" – „ars perfectionis" – „ars philosophica"*)[5].

Der *Kulturvermesser* R. ist zugleich als *Urheber* erfinderisch tätig. Finden (Auffinden, Forschen, Analysieren) und Erfinden ereignet sich auf dem Feld des geistigen Eigentums. Jacques Derrida fragt: „Was werde ich noch erfinden können?" – und erläutert: „Wenn wir hier die Zeit hätten, würden wir uns fragen, warum und inwiefern im positiven Recht das Urheberrecht oder das Recht des Erfinders im Bereich der Künste und Literatur, das sich zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert instituiert, nur die Form und die Komposition in Rechnung stellt. Dieses Recht schließt jede Berücksichtigung der „Sachen (*choses*)", des Inhalts, der Themen oder des Sinns aus."[6] „Was ist eine Erfindung? Und was bedeutet Erfindung, wenn sie (eine) des Anderen sein muss?" Ludwig Wittgenstein gibt eine von vielen möglichen Antworten: „492. Eine Sprache erfinden, könnte heißen, auf Grund von Naturgesetzen (oder in Übereinstimmung mit ihnen) eine Vorrichtung zu bestimmten Zwecken erfinden; es hat aber auch den anderen Sinn, dem analog, in welchem wir von der Erfindung eines Spiels reden. Ich sage hier etwas über die Grammatik des Wortes ‚Sprache' aus, indem ich sie mit der Grammatik des Wortes ‚erfinden' in Verbindung bringe. (...) Kinder spielen dieses Spiel. Sie sagen von einer Kiste z.B., sie ist jetzt ein Haus; und sie wird darauf ganz als ein Haus ausgedeutet. Eine Erfindung in sie gewoben."[7]

Der *Vordenker* R. betreibt mit Studierenden der Angewandten transdisziplinäre Projekt- und Raumforschung. Die Auslöser für *Projekte* in osteuropäischen und „orientalischen" Kulturkreisen – der Bogen spannt sich von Europa und Vorderasien bis zur Sahara, und weiter nach dem Osten bis Nepal und Afghanistan – liegen in der Person des Kulturvermessers R. Er ist im Grunde Alt-Österreicher. Archäologie des Wissens zu betreiben ist beste österreichische Tradition. Der *Orient* (als Sammelbegriff), seit jeher Wissensquelle für österreichische Forscher, birgt schließlich jene Erkenntnisse, die der mitteleuropäischen Kultur als Spiegel dienen oder ihr zu Grunde liegen. Projekte entwickeln bedeutet Aufspüren sozio-kultureller Zusammenhänge. Kartografiert werden Korrespondenzen zwischen Disziplinen, Kulturen und Denkzonen. Nomadismus und Migration münden in Urbanität. Die Karawanen des Orients *transportierten* Waren und *transferierten* Kulturgüter. Erzählstrukturen aus Tausendundeiner Nacht liegen nahe.

„Walter Benjamin, according to Hannah Arendt who knew him well, was interested only in *correspondences* between different sorts of phenomena – a street scene, speculation on the stock exchange, a poem, a thought – the hidden line that holds them together. Benjamin spoke of his *‚attempt to capture the portrait of history in the most insignificant representations of reality'*. He searched for objects that could themselves contain everything else. What fascinated Benjamin, she says, was never an idea, it was always an *existing thing*."[8]

Ausbrüche in die Ferne

„Projekte", sagt Alexander Kluge im Gespräch mit Claus Philipp[9], „sind im Grunde *Vorgriffe, Ausbrüche* in die Ferne", und fügt hinzu: „Projekte sind die Fortbewegungsform von Selbst-Bewusstsein bei den Menschen". Ausbrüche in die Ferne, nicht nur im zeitlichen Sinn. Vom Gesichtspunkt des geistigen Eigentums sind Projekte zunächst nichts weiter als Gedanken. *Etwas* ereignet sich, durch einen (unbewussten) Einfall, eine Eingebung (wer gibt ein?). Jean-François Lyotard bringt es auf den Punkt: „Das Ereignis ist der Augenblick, der unvorhersehbar *‚fällt'* oder *‚sich ereignet'*, der aber, ist er erst einmal da, Platz nimmt in dem Raster dessen, was geschehen ist."

Elfriede Gerstl stellt klar: „schließlich ist schreiben keine triviale tätigkeit wie büroarbeit oder erdäpfelschälen, mit dem beachten von *ritualen* bestätigt man sich noch einmal die besonderheit seines tuns, das wie in der religiösen kulthandlung festgelegte gesten, worte, beschwörungsformeln erfordert, mit dem unterschied, dass sich autorin oder autor den ritus selber zurechtlegen darf, man ist sich priesterlich genug, die hoffentlich sich ereignenden *einfälle* herbeizuzaubern, herbeizubeschwören."[10]

> Projekte entwickeln bedeutet Aufspüren sozio-kultureller Zusammenhänge.

Der *streak of genius* erzeugt eine Idee, die je nach Vorstellungs- bzw. Ein*bildungs*kraft als Bild oder sprachlicher Gedanke *vorgestellt* wird, oder beides. Das Bild ist augenblicklich verfügbar, der sprachliche Gedanke ist linear, wie die Schrift, und benötigt Zeit. Ideen als solche, speziell Projektideen, sind zunächst Schall und Rauch. Sie sind schutzlos. Und weiter mit Derrida: „Die Erfindung (*invention*) kann ihre Originalität nur den Werten der Form und der Komposition einprägen (*marquer*). Die *‚Ideen'* hingegen gehören aller Welt. Von ihrem Wesen her universell, können sie (zu) keinem Eigentumsrecht Anlass geben (*donner lieu*)."

Wesentliche Inhalte entziehen sich also dem Schutz. Erst nach der Ausarbeitung, z.B. eines Exposees, wird das Projekt zu einem Werk auf dem Feld des geistigen Eigentums.[11] Projekte werden damit auch zu Formen der Kunst. Das Projekt einer so genannten freien Gruppe kann in einem Kollektivwerk mit zahlreichen Urhebern resultieren.

Der Kulturvermesser R. ist sperrig. Aber das haben Landvermesser und Kulturvermesser so an sich. Sie wollen vorgelassen, aber dazu auch gebeten werden. Ihre Vermessungsarbeit darf von der Gemeinschaft, der sie sich im Grunde entziehen, nicht ignoriert werden. Sie befolgen eigene Regeln, nehmen Maß, stecken Grenzen ab und setzen Zeichen. Sie gehen den Dingen im Wortsinn *auf den Grund*, hinterlassen Markierungen und Marken, geistiger und körperlicher Natur. Handauflegen. Erwähnt sei, dass Marken® ursprünglich Künstlerzeichen waren. Unter dem Titel *L'Empreinte* richtete Georges Didi Huberman eine richtungweisende Ausstellung im *Centre Georges Pompidou*[12] aus. „Pourquoi les artistes modernes et contemporains ont-ils, aussi obstinément, exploré et utilisé les ressources de *l'empreinte*, cette façon étrangement *préhistorique* d'engendrer les formes? … En quoi cette technique, qui d'abord suppose le *contact*, transforme-t-elle les conditions fondamentales de la *ressemblance* et de la *représentation*?" Auch wenn R. im so genannten All-Tagsgespräch gegenwärtig erscheint, erweckt er gelegentlich den Eindruck, dass irgendein Gedanke ihn veranlasst hat, den Stein bereits weiter zu werfen (*projizere*). Der Blick ist in die Ferne gerichtet, Einfälle werden registriert.

„Jacques: Muss einem denn immer etwas einfallen, Herr Diderot?

Diderot: Ich fürchte, ja, das ist mein Beruf."[13]

Imagination, Träume, Projektionen, Fantasien werden verknüpft mit der Vernunft der Aufklärung, der Sprung in das Unbekannte, Ungewisse wird vollzogen. Immer etwas *anderes* wie in Tausendundeiner Nacht, deren überlebensnotwendige Erzählungen sich nicht zuletzt deshalb im Zeitalter der Aufklärung besonderer Beliebtheit erfreuten.

Das *Lesebuch Projekte*[14] versammelt unterschiedliche Positionen von Künstlern und Lehrenden. Auf Seite 8 findet sich eine Karte der Insel von *Robinson Crusoe*, gezeichnet von James Cook,[15] und ein Zitat aus Daniel Defoes *Robinson Crusoe*[16] *„… my head began to be full of projects and undertakings beyond my reach"*. Die Insel als Metapher für die eigene Position." Er nannte es *Utopia*, ein griechisches Wort, das bedeutet: *es gibt keinen solchen Ort*."[17]

Tlön 62°13'S, 75°17'W

Nun lassen aber die *Projekte* des Kulturvermessers R. bei aller Fantasie die praktische Seite nie außer Acht. Am Ende steht das *Konkrete (tranfer:konkret,* Widmung R. in *Afghanistan, fragmentarisch*[18]*)*. Die Projekte münden in Taten, Organisation und Unterstützung, beispielsweise der österreichischen Afghanistan-Hilfe (1980-1994)[19], vom Kulturvermesser R. als *„Romantischer Realismus"* bezeichnet, oder des Kulturgüterschutzes in Nepal. In Wien unterstützt er unter dem Titel *„Kosmopolitische Impulse"* das *Integrationshaus*[20].

Robinson Crusoe

Der Geist auf sich gestellt wird, wie im Fall *Robinson Crusoe*, erfinderisch, um überleben zu können. Also doch nicht *„undertakings beyond my reach"*. Eine Rezension bemerkt: „(der Gesellschaft) mit Wissen und Phantasie zu dienen wäre die Aufgabe, nicht durch Ausnützung, wie dies Politiker, Geschäftsleute und Künstler (!)" tun. „Überhaupt etwas zu tun haben, was sich in irgendeiner Weise lohnt, ist – trotz aller, vielfach höchst dramatischer Unterschiede – eine Existenzfrage, die in armen und reichen Gesellschaften und für deren Beziehungen untereinander gleichermaßen Relevanz hat. Alle Perspektiven hängen davon ab. Verbindend wirkt das deswegen noch lange nicht."[22]

Während Oswald Wiener von der *Erfindung von Mitteleuropa* spricht, beschäftigt sich R. in einem seiner Projekte mit der praktischen *Vermessung von Zwischeneuropa*, wie Christoph Winder[23] über *Graue Donau, Schwarzes Meer*[24] schreibt. Von Wien über R.s Geburtsstadt, Budapest, bis zum Schwarzen Meer, Sulina, Odessa, Jalta, Istanbul zieht sich der Bogen von Geschichte und Kultur des Donauraumes und der Schwarzmeerküste. Letztlich eine Kette von Revolutionen auf engem Raum, die jedes Mal eine Migration von Intellektuellen und Künstlern nach dem Westen ausgelöst hat, nach Berlin, Wien, Paris … Der Kulturvermesser R. stellt zu Recht die Frage der europäischen *Identität*, wenn Südost- und Osteuropa von Zentraleuropa aus gesehen wird. *Zwischeneuropa* wird zu einem *Kontinent* zwischen Russland und dem arabischen Raum. Erforscht werden aus Sicht eines Europäers problematische Regionen nach einem *„unorthodoxen modus operandi"*. Der Platz in der Topografie wie in der Topologie steht in Frage. Um sich mit dem Werk auseinanderzusetzen, kann folgende Überlegung von Jacques Lacan hilfreich sein[25]: „Um sich in diesem Feld zurechtzufinden, ist es angebracht, über das zu verfügen, was man in anderen, gesicherten Bereichen eine Topologie nennt, und eine Idee zu haben, wie der Träger konstituiert ist, auf dem sich einschreibt, was darin ursächlich verwickelt (*en cause*) ist … Es geht einfach um den Platz, auf den ich gelangt bin, und der mich in die Lage versetzt zu lehren, denn Lehre gibt es … Es gibt … die topologischen Plätze, die Plätze in der Ordnung des Wesens, und dann gibt es den Platz in der Welt. Das wird im Allgemeinen aus dem Gedränge heraus erworben. Das lässt alles in allem hoffen. Alle, so wie Sie sind, werden mit etwas Glück am Ende stets irgendeinen Platz besetzen. *Weiter wird es nicht gehen.*"

Weiter wird es nicht gehen. Bei niemandem. Wie der Landvermesser K. bleibt R. auf der anderen, dem Geist verpflichteten Seite, er verfehlt die *richtige* Tür im Schloss, er wird weder Schlossherr noch Politiker oder Intendant, er bleibt Vermesser, Berater, Ratgeber und diskreter Unterstützer, wo notwendig immer auch in materieller Hinsicht. Der *„Schuldiener"* bleibt dem Schloss ausgesetzt, der „göttlichen Lenkung menschlichen Schicksals, der Wirksamkeit der Zufälle, geheimnisvollen Beschlüsse, Begabungen und Schädigungen, dem Unverdienten und Unerwerblichen".[26] Die Eingliederung des Landvermessers K. in die Dorfgemeinschaft gelingt mit Schwie-

rigkeiten. K. bemerkt: „Auch fürchte ich, dass mir das Leben im Schloss nicht zusagen würde. Ich will immer frei sein".[27] „Da ist bei mir einiges, wegen freiwilliger Richtungsänderungen hin zu kultureller Produktivität, atypisch gelaufen, gemessen am bereits alphabetisch vorgesehenen Zusammenhang von $Markt_{63}$, $Nachfrage_{63}$, $Erfolg_{63}$",[28] bringt der Kulturvermesser R. in seinem Werk über Buchstaben- und Zahlencodes die Sache – seinen Lebensweg – auf den Punkt. *Weiter wird es nicht gehen.*

Kulturelles Vermessen bedeutet auch, Grenzen überwinden, zwischen Orient und Okzident. R. ist kultureller Nomade. Er schlägt seine Zelte dort auf, wo seine Weitsicht Resultate erwartet. Die Kräfte Vorstellung und Einbildung sind vonnöten. Erfindungsgabe, Einfallsreichtum sprachlich in der Einzahl verwendet, werden gelegentlich als *Phantasie* (gr.-lat. *Phantasía*) definiert. Dem griechischen Substantiv liegt das Verb *phantázesthai* zu Grunde, das *„sichtbar werden, erscheinen"* bedeutet, und seinerseits zum griechischen *phaínein „sichtbar machen"* gehört. Auch das Wort *Phänomen* (lat. *phaenomenon*) im Sinne von Erscheinung gehört zur Familie. Der Kulturvermesser R. erkennt etwas, was andere noch nicht wahrgenommen haben, und *entwickelt* es. Die Projekte kommen nicht aus dem Nichts, warten aber noch auf *Entfaltung.* Es geht um Wissen und Verstehen. „Stets geht es um zweierlei: zu wissen, was der Fall ist, und zu verstehen, warum es der Fall ist. Bildung in diesem Sinn ist *Weltorientierung.*"[29]

Im Transfer-Projekt *Damaskus* errichtet der Kulturvermesser R. mit einer Gruppe von Studenten und Angehörigen der Angewandten in der zur aramäischen Hauptstadt entwachsenen Oase einen temporären Außenposten der Angewandten. Transfer ermöglicht das Kartografieren von kulturellen Differenzen und Ähnlichkeiten. *Suchen* im Sinne von Proust.[30] Als *Metapher* kann das im Projektbuch erwähnte Übersetzen und Übertragen von Proustschen Atmosphären in das Arabische dienen: „Eine harte, anstrengende, aufregende und zugleich hoffnungslose Arbeit. Sie ist eine für die Menschen bereichernde und notwendige Arbeit, die Aufopferung, Genauigkeit, Ehrlichkeit, Bescheidenheit und selbstverständlich auch Begabung braucht." Dem Urbanitätsprojekt *Damaskus* kann eine umfangreiche Beschäftigung des Kulturvermessers R. mit Geschichte und Kultur des Islam unterstellt werden. Der *Sufismus* hat Lebensweisheit geliefert. Ältere *orientalische* Projekte haben Kenntnisse der Alltagsprobleme vermittelt. Letztendlich hat der Orient aber ein dem Kulturforscher R. für seine Arbeit wesentliches Instrument geliefert, die arabischen Zahlen. Mathematik und die Bücher der Sufis. Rationales Denken und Mystik.

Die Erfindung einer Schrift, der *Kalligraphie.* Das arabische *Alphabet,* dessen erster Buchstabe *Alif* (langes a) als Chiffre für *Allah* gilt und mit dem Atem Gottes assoziiert wird, bevor dieser die Welt erschuf.[31] *Die Aura des Alif,* hieß eine Ausstellung im Staatlichen Museum für Völkerkunde München. Schrift als Bindeglied zwischen den Welten. Schrift ist Medium. „In Gestalt eines schlanken, senkrechten Striches, der für den geraden rechten Weg steht, hat das *Alif* den Zahlenwert Eins und ist so ein Symbol für die Einheit und Einzigkeit Gottes. Nach mystischer Erkenntnis (falls es so etwas gibt) haben sich alle übrigen Buchstaben aus dem *Alif* entwickelt. In den Gedichten der Sufi-Mystiker erscheint das *Alif* als der von einer Aura umgebene Buchstabe der göttlichen Weisheit."[32]

Querdenken, oder die Kunst anders zu denken. Für den *Querdenker* R. gelten die einleitenden Worte in Oswald Wieners Roman *Die Verbesserung von Mitteleuropa*: „einfach einwirken, auf sich selber einwirken, sätze einnehmen wie sonst pillen, sich wohin führen lassen, sich in einen zustand versetzen, lassen, mitteilen wollen; auch wohl sich eine hypothese zurechtlegen."

Zufall und Chaos wirken beständig. *Auguren* grenzen einen Bezirk (templum) ab und legen fest, was vorne, hinten, rechts und links sein soll. Die Stellung der erwarteten Himmelszeichen (*Auspizien*) deutet die Zustimmung oder Ablehnung der Gottheit an.[33] Der *Zufall* selbst bleibt der Gottheit vorbehalten.

> Das *Alphabet als Code* versucht nichts weniger als die Dechiffrierung der Welt über mathematische Gleichungen.

Der *Querdenker* R. schafft die Marke *TRANSFER*® und entwickelt *Transfer* als Buchreihe, aber auch als Prinzip seiner Denkarbeit. Er transferiert Inhalte von ihrem angestammten Gebiet auf ein anderes, denen der Inhalt bisher fremd war, und umgekehrt, und kommt so zu neuen Erkenntnissen. Der *Transferdenker* widersetzt sich der linearen Universitätslehre, arbeitet gegen den *Mainstream* und den Zeitgeist. Zu den Editier-Transferarbeiten des Kulturvermessers R. zählt *Trans-Act. Transnational Activities in the Cultural Field.*[34] *„Zeugnisse des zivilen Ungehorsams".*[35] Kunst- und Wissenstransfer bedeutet auch Überleiten von Positionen, Entwickeln einer Position aus der anderen.

Buchstaben als Zahlen

Der Querdenker R. verfasst ein Werk, wie ich meine sein Hauptwerk, über *Wörter und Zahlen, Das Alphabet als Code.*[36] „Wenn Buchstaben als Zahlen behandelt werden, erzeugt das Alphabet von selbst *Gleichungen,* die wie kalkuliert erscheinen. (…) so ergibt sich für jede Folge von Buchstaben nach deren Stellenwert ein Code (a = 1, b = 2 usw.)" Unter anderen werden Bedeutungsebenen bei *Spinoza, Poe, Marx, Freud, Duchamp, Wittgenstein, Adorno, Luhmann, Virilio* decodiert. Das *Alphabet als Code* versucht nichts weniger als die Dechiffrierung der Welt über mathematische Gleichungen, die Wörter sind, die zu Sätzen geformt werden können, welche die zeitweilige Wirklichkeit ausmachen. Die Kabbala. Die Vermessung der Welt kann nur abschnittsweise erfolgen, im Ausmaß der bisher erfundenen Wirklichkeit. Das Werk wird einer kritischen Feststellung Wittgensteins gerecht:

„122. Es ist eine Hauptquelle unseres Unverständnisses, dass wir den Gebrauch unserer Wörter nicht übersehen. – Unserer Grammatik fehlt es an Übersichtlichkeit. – Die übersichtliche Darstellung vermittelt das Verständnis, welches eben darin besteht, dass wir die Zusammenhänge *‚sehen'.* Daher die Wichtigkeit des Findens und Erfindens von Zwischengliedern. Der Begriff der übersichtlichen Darstellung ist für uns von grundlegender Bedeutung. Er bezeichnet unsere Darstellungsform, die Art, wie wir die Dinge sehen. (Ist dies eine *‚Weltanschauung'*?)".

„Im Roman des 19. Jahrhunderts waren die Protagonisten gleichsam ganze Zahlen und die Handlung eine Form von Algebra."[37] Natürlich handelt R.s *Alphabet als Code* nicht (nur) vom Alphabet, so wie die Bibliothek von Jorge Luis Borges nicht (nur) von Büchern handelt, sondern von der Welt. *Tlön, Uqbar, Orbis Tertius.*[38] „For the people of Tlön the world is not an amalgam of objects in space ; it is a heterogeneous series of *independent acts* – the world is successive, temporal, but not spatial. "[39]

In seinem Widmungseintrag verweist der Kulturvermesser R. auf *„Ursache*$_{75}$*, Patent*$_{76}$ *und Tatsache*$_{77}$*".* Es trifft zu, dass Patente eine *Ursache* haben und auf *Tatsachen* beruhen. Im Übrigen gilt: $Ideen_{37} + Dinge_{39} = Wort_{76}$.[40]

„3. Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.

3.001 ‚Ein Sachverhalt ist denkbar', heißt: Wir können uns ein Bild von ihm machen.

3.1 Im Satz drückt sich der Gedanke sinnlich wahrnehmbar aus.

4. Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.

4.01 Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit.

Der Satz ist ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken."[41]

Wörter, Gedanken, Sätze, Schrift. Das Alphabet kommt ohne *Typographie* nicht aus. Das Alphabet ist Typographie.

„Die Schrift ist das visuelle Bild der Sprache."[42]

„Drucken bedeutet Industrialisierung der Sprache."[43]

Der Kulturvermesser R. lässt sich ein auf die *„verworrene, vielfach weiterhin ungeklärte Geschichte der Schriftentwicklung in den Entstehungsgebieten der monotheistischen Religionen"*[44] und zitiert Foucault: „Die Druckerkunst"[45]. Er berührt damit ein wesentliches Gebiet des geistigen Eigentums. Die Typografie, grafische Symbole und typografische Schriftbilder. Erstere ist ein wenig beachteter Teilbereich des Designschutzes. Typografie kommt im elektronischen Zeitalter erhöhte Bedeutung zu. 2011 wurde vom New Yorker *Museum of Modern Art* das Äquivalent eines „Oscar" der Filmindustrie die Digitalschrift *VERDANA*[46] vergeben, für fantasievolle Technologieanwendung nach dem Credo *„Form Follows Function".*

Typografie unterstützt beispielsweise so genanntes *Informations-Design* zur Gestaltung von Zeichen(systemen), von Schriften, Orientierungssystemen usw. zur visuellen Kommunikation. Eine bestimmte Schriftart prägt das Erscheinungsbild einer Universität, *die Angewandte,* oder eines Landes als spezifische Indentifizierer (*identifier*). Die Typografie wird einerseits als *eigenständige Form der angewandten Kunst* bezeichnet,[47] was sicher für *Schriftzeichen* als gebrauchsgrafische Werke[48] mit den für diese erforderlichen Eigenschaften zutrifft, andererseits gewährt die urheberrechtliche Rechtssprechung einzelnen Buchstaben oder Wörtern keinen Urheberrechtsschutz. Bei Vorliegen von Neuheit und Eigenart kann das Alphabet vor allem als Design geschützt werden.

Wahrnehmen und Lesen, Lesen und Wahrnehmen

Unter dem Motto *„schauen, sprechen, schreiben"* betreibt der *Nachdenker* R. Transfer zwischen Verbalem und Nonverbalem, den Resultaten konkreter Aktionen in den Werken österreichischer Künstler. In Interviews dekodiert er das Unverständliche und Undefinierte. Anders als der Landvermesser K. legt sich der Kulturvermesser R. mit den uneingrenzbaren Feldern von Kunst an, als Beschäftigung mit dem „anders nicht Darstellbaren". Argumentations- und Theorienetze fangen neue Realitäten aus konkretem künstlerischen Tun ein. In *Räume, Töne, Bilder*[49] hinterfragt er zum Werk von Brigitte Kowanz vergleichsweise *„einfache"* Sachverhalte wie Licht, Maß, Form, Dasein, Sehen = Fragen.[50] Eine Ordnung wird gesucht. „Für die Zahl *pi* etwa sind bereits über 50 Milliarden Stellen hinter dem Komma berechnet, ohne dass ein System erkennbar würde."[51] *Cantor*[52] ging mit der Erfindung des *Unendlichen* vergleichsweise einfach um. Die Unendlichkeit ist eine aktuale, aber unnatürliche transfinite Zahl, *Aleph Null,* welche die Menge der natürlichen Zahlen beschreibt.

Ein anderer Spurensucher und Archäologe, Anselm Kiefer, bemerkt zu seinem Werk: „Wir können nicht wissenschaftlich feststellen, woher wir kommen. Auch nicht in der Theologie, die vorgibt, eine Wissenschaft zu sein. Und deswegen gibt es Geschichten, die Mythologie, die auf eine nicht wissenschaftliche Art etwas zu erklären versucht, und dabei weiß, dass es die letztgültige Erklärung, den Sinn, nicht gibt."[53] Letzteres kann auch für die Unendlichkeit gelten, der ein Absolutes gegenübersteht: die Lichtgeschwindigkeit, die den Kulturvermesser R. im Zusammenhang mit dem Werk von Brigitte Kowanz besonders interessiert. Ist die Zahl der Ideen begrenzt oder unendlich? Man spricht von einem „Himmel von Ideen". Wenn man davon ausgeht, dass die Zahl der Ideen *unendlich* ist oder gegen unendlich geht, dann bedeutet zwar $Ideen_{37} + Dinge_{39} = Wort_{76}$, aber auch *Aleph Null* als Menge der Ideen. $Aleph_{48} – Goedel_{48}$.

Max Brod äußert sich zu Kafkas *Faust*-Dichtung *Das Schloss*: K. sei ein *Faust,* den „nicht die Sehnsucht nach den letzten Zielen und äußersten Erkenntnissen der Menschheit treibt, sondern das Bedürfnis nach den primitivsten Lebensvoraussetzungen, nach Einwurzelung in Beruf und Heim, nach Eingliederung in die Gemeinschaft."[54] Auch der Kulturvermesser R. mag sowohl nach den äußersten Erkenntnissen streben wie nach der Akzeptanz in der Gemeinschaft. Insofern ist Dostojewski im Recht, wenn er sagt, dass „der, welcher glücklich ist, den Zweck des Daseins erfüllt."[55] Der Umkehrschluss erscheint mir zulässig: „Derjenige, der den Zweck des Daseins erfüllt, ist glücklich." Der umfangreiche und herausfordernde Redersche Ansatz, der tatsächlich den Zweck des Daseins erfüllt, trägt dazu bei, aufgeklärtes europäisches Bürgertum zu fördern. Immer etwas anderes, aber nicht wenig! *„We, the people of Europe."*[56] ◀

Anmerkungen

1 Arthur Rimbaud, „Je est un autre", Lettres du voyant, 13. Mai 1871
2 Christian Reder, *Forschende Denkweisen. Essays zu künstlerischem Arbeiten,* Edition Transfer, Springer, Wien – New York, 2004
3 Paracelse, *De l'alchimie* , Presses Universitaires de Strasbourg
4 Nigel Hamilton, *Der alchemistische Prozess der Transformation,* 1985
5 Ägyptisch: *Kême* – die Schwarzerdige; griechisch: der Guss, die Mischung; W. Ganzenmüller, *Die Alchemie im Mittelalter,* 1938, p. 8/9, „alkîmiyâ" – „chyma" – „chymeia"
6 Jacques Derrida, *Psyche. Erfindung des anderen,* Passagen Verlag 2011
7 Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen,* in: Suhrkamp Werkausgabe, Bd.1, S. 254
8 Richard Nonas, *Crude Thinking. American Art against European Culture,* Lunds Kunsthall, Lund Sweden 1995
9 Christian Reder (Hrg.), *Lesebuch Projekte,* Edition Transfer, Springer, Wien – New York 2006
10 Batya Horn & Elisabeth Wäger (Hrsg.), *Schreibrituale,* edition splitter 2004
11 „intellectual property", „propriété intellectuelle"
12 George Didi Hubermann, *L'Empreinte,* Edition du Centre Georges Pompidou 1997
13 Hans Magnus Enzensberger, *Der Menschenfreund,* Bibliothek Suhrkamp 1984
14 Christian Reder (Hrg.), *Lesebuch Projekte,* Edition Transfer, Springer, Wien – New York 2006
15 aus Alberto Manguel, Gianni Guadalupi (Hg.), *The Dictionary of Imaginary Places,* San Diego 2000
16 Daniel Defoe, *Robinson Crusoe,* London 1719
17 Gómez de Quevedo, span. Schriftsteller 1580-1645
18 Christian Reder, *Afghanistan, fragmentarisch,* Springer, Wien – New York 2004
19 ARC: Austrian Relief Committee for Afghanistan Refugees
20 Peter Sellars, Gerald Bast, Christian Reder, Willi Resetarits (Hrsg.), *Kosmopolitische Impulse. Das Integrationshaus in Wien,* Edition Angewandte, Springer, Wien – New York 2010
21 Stefana Sabin, *Neuer Zürcher Zeitung,* Zürich
22 Christian Reder, „Afghanistan 1980-2003"
23 Christoph Winder, *Der Standard,* 2008
24 Christian Reder und Erich Klein (Hrg.), *Graue Donau, Schwarzes Meer,* Edition Transfer 2008
25 Jacques Lacan, *Meine Lehre,* Verlag Turia & Kant, Wien 2008
26 Max Brod, in Kafka: *Das Schloss,* Bertelsmann 1962
27 Franz Kafka, *Das Schloss,* 1. Kapitel
28 in: Batya Horn & Elisabeth Wäger (Hrsg.), *Schreibrituale,* edition splitter 2004
29 Peter Bieri, Professor für Philosophie, FU Berlin (Pseudonym: Pascal Mercier, *Nachtzug nach Lissabon*; *Lea*)
30 Jamal Chehayed, *Marcel Proust und die arabische Sprache,* in: *Transfer Projekt Damaskus,* Springer, Wien – New York 2003, p. 331
31 Jürgen Wasim Frembgen, *Die Aura des Alif. Schriftkunst im Islam,* Staatliches Museum für Völkerkunde München, Prestel Verlag, München 2010
32 Elsa Triolet, in: *Transfer Projekt Damaskus,* p. 333, Fußnote 20
33 Auguren (Quelle: *Brockhaus*)
34 Cathrin Pichler, Roman Berka (Hrg.), *Interventionen zur Lage in Österreich. Museum in progress,* Edition Transfer, Springer, Wien – New York 2009
35 Gregor Auenhammer, *Der Standard,* Wien
36 Christian Reder, *Wörter und Zahlen,* Springer, Wien – New York 2000
37 Nancy Princenthal, *Vija Celmins: Materielle Fiktionen,* in: *Parkett* Nr. 44, 1995
38 *The Anglo-American Cylopedia,* New York 1917
39 Jorge Luis Borges, *Ficciones: Tlön, Uqbar, Orbis Tertius,* Edition Debolsillo 2011
40 Christian Reder, *Wörter und Zahlen,* p. 229.
41 Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus,* Edition Suhrkamp SV, 1963
42 Gabriele Lenz, Absolventin der Universität für Angewandte Kunst, in: *aut info,* nummer 3 2009
43 Phil Baines, Typograph und Grafikdesigner
44 Christian Reder, *Wörter und Zahlen,* p. 189
45 Christian Reder, *Wörter und Zahlen,* p. 192
46 Entwerfer: Mathew Carter, für Microsoft, 1996
47 Markus Gaderer, „Schutz von Schriftarten", in: *ecolex* 2010, p. 168
48 UrhG § 3 Abs 1
49 Christian Reder, *Wörter und Zahlen,* p. 303
50 Christian Reder, *Wörter und Zahlen,* p. 303
51 Christian Reder, *Wörter und Zahlen,* p. 25
52 Georg Friedrich Ludwig Philip Cantor, deutscher Mathematiker, 1845-1918, u.a. Beiträge zur Begründung der transfiniten Mengenlehre
53 Anselm Kiefer, Ausstellung im Museum Essl, 2012
54 Franz Kafka, *Das Schloss,* p. 231
55 Ludwig Wittgenstein, *Geheime Tagebücher,* 6.7.1916, Turia & Kant 1992
56 Zitat Christian Reder

Walter Holzer ist Patentanwalt und Gastprofessor am Zentrum für Kunst- und Wissenstransfer der Universität für angewandte Kunst Wien.

Richard Jochum: Die Welt wird immer besser werden, 2001 (aus: Kartographisches Denken, 2012)